

# S i z i n e.

Von

Paul de Koch.

---

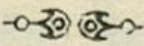
Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

---

Zweiter Theil.

Stuttgart:

Scheible, Nieger & Sattler.

1846.



## Erstes Kapitel.

Julius und Agathe.

Den folgenden Tag, um zehn Uhr Morgens, als Guerreville, noch im Schlafrocke, sich an sein Fenster gesetzt hatte, um mit Behaglichkeit die frische Luft eines Frühlingmorgens einzuathmen, meldete ihm Georg, daß ihn ein junger Mann zu sprechen wünsche.

„Daß ihn eintreten,“ sagte Guerreville, indem er das Fenster verließ, und seine Augen hefteten sich mit einer gewissen Unruhe auf die Thüre seines Schlafzimmers.

Es ist ein großer, hagerer, schlanker, junger Mann, in dessen Benehmen noch die ganze Steifheit eines Schülers liegt, obgleich er für Augenblicke ganz gerade und unbeweglich dasteht und sich bemüht, das Aussehen eines überlegenden Mannes zu haben. Seine Züge sind regelmäßig und vollkommen harmonisch; eine gerade Nase, ein mittelmäßiger Mund, große, blaue Augen, von schön gezeichneten, dunkeln Brauen beschattet, eine große, sehr hohe Stirn, auf welche die blonden, gelockten Haare nachlässig herabfallen, bilden ein zugleich interessantes und liebliches Ganzes; zu dem etwas me-

Iantholischen Charakter dieser Gesichtszüge kommt noch eine angeborene Blässe; wenn er aber lebhafter wurde, wenn seine schönen, blauen Augen von dem ganzen Feuer einer achtzehnjährigen Einbildungskraft erglühten und Rosenröthe seine Wangen färbte, dann mußten selbst diejenigen, welche blonde und blasse Männer nicht lieben, zugestehen, daß er ein schöner Jüngling sei.

Der junge Mann näherte sich mit einer gewissen Schüchternheit; er hielt ein künstlich zusammengesetztes, mit einer Schnur befestigtes Päckchen in der Hand und grüßte Guerreville ehrfurchtsvoll, indem er sagte: „Mein Herr, ich bringe Ihnen die Handschuhe, die Sie sich gestern ausgesucht haben . . . bei meiner Mutter . . . Madame Gallet . . . Sie hat mir zugleich gesagt, ich sollte Sie fragen, ob Sie sonst nichts benöthigt wären . . . und mich beauftragt, Ihnen ihre Grüße zu überbringen.“

Guerreville war im ersten Augenblick von der Aehnlichkeit dieses jungen Mannes mit seiner Mutter überrascht und, ganz damit beschäftigt, diese Gestalt, die tausend Erinnerungen in ihm erweckte, zu betrachten, antwortete er nicht sogleich auf das, was Julius zu ihm sagte; der Sohn der Verkäuferin schlug die Augen nieder und war ganz außer Fassung gebracht, verwirrt durch die Blicke von Guerreville, der ihn so aufmerksam betrachtete, ohne ihm etwas zu erwidern.

Guerreville kam jedoch bald wieder zu sich, und da er die Verlegenheit des jungen Mannes bemerkte,

sagte er mit wohlwollendem Tone: „Entschuldigen Sie, mein Herr, wenn ich Ihnen nicht alsbald geantwortet habe . . . ich bin ein wenig zerstreut . . . und dann . . . war ich überrascht über Ihre Aehnlichkeit mit Ihrer Frau Mutter.“

„In der That, mein Herr, Jedermann findet, daß wir uns sehr gleichen.“

„Aber wollen Sie nicht einen Stuhl nehmen? es würde mir viel Vergnügen machen, mich mit Ihnen einen Augenblick zu unterhalten.“

Julius verbeugte sich und nahm Platz, Guerreville setzte sich ebenfalls, indem er fortfuhr: „Ich bin für Sie kein gewöhnlicher Kunde . . . und Ihre Frau Mutter wird Ihnen, wie ich hoffe, auch schon gesagt haben, daß ich ein früherer Bekannter . . . ein alter Freund Ihrer Familie bin?“

„Ja, mein Herr, meine Mutter hat es mir gesagt, mehr als einmal hat sie mir von Ihnen gesprochen, wie von einem Manne, der ihr stets lebhafteste Theilnahme bewiesen hat und für den sie eben so große Freundschaft als Dankbarkeit hegt; sie betübte sich sogar, wenn sie dachte, ich würde niemals so glücklich sein, Sie kennen zu lernen; weil Sie nicht mehr in Paris wohnten . . . aber gestern, als ich zurückkehrte, war meine Mutter sehr vergnügt . . . und sie sagte mir: „„Ich habe Dir eine angenehme Neuigkeit mitzutheilen; Herr Guerreville ist in Paris, und er will Dir erlauben, ihn zu besuchen. Mache, daß er für Dich eben die Freundschaft empfindet, die er längst für meine Familie

hatte; höre mit Ehrerbietung auf seine Rathschläge, benutze die Lehren, die er wohlmeinend Deiner Jugend ertheilen wird. Kurz, erweise ihm die vollkommenste Ergebenheit, das wird die beste Art sein, mich von Deiner Liebe zu überzeugen!“ Dies ist es, mein Herr, was mir meine Mutter gesagt hat, und es wird mir Vergnügen machen, ihr meinen Gehorsam zu beweisen.“

Diese Worte wurden in einem so offenen Tone gesprochen, daß man sie nicht mit den conventionellen Höflichkeiten, die man in der Gesellschaft austauscht, verwechseln konnte. Guerreville reichte dem jungen Manne die Hand, indem er sagte: „Ich danke Ihnen, Herr Julius, für Ihre gute Meinung für mich; die Freundschaft eines Mannes von meinem Alter kann keine große Anziehungskraft für Sie haben . . . wenn solche Verbindungen Reiz haben sollen, muß Gleichheit der Jugend, wie der Ansichten und Launen vorhanden sein; wenn ich Ihnen demungeachtet in irgend einer Weise nützlich sein kann, wenn Sie glauben, daß Ihnen meine Rathschläge einigen Vortheil gewähren können, so werden Sie mich immer bereit finden, Ihnen gefällig zu sein.“

Der junge Mann verbeugte sich, indem er die ihm dargebotene Hand drückte; Guerreville fuhr fort: „Sie sind der einzige Sohn . . . Ihre Mutter liebt Sie sehr, wie ich glaube . . .“

„O ja, mein Herr . . . sie ist mir sehr gut . . . vielleicht zu gut.“

„Man ist nie zu gut gegen Einen, der uns liebt; und Ihr Vater?“

„Mein Vater . . . ist ein wenig strenger . . . in-  
desß er ist nicht hart, gewiß! . . . aber er liebt nur  
den Handel . . . er will, daß ich mich ganz dem  
Handel widme, und . . .“

„Dazu haben Sie keine Neigung?“

„Nein, mein Herr, ich gestehe es, daß ich gar  
keine Lust zu diesem Stande habe.“

„Welchen Stand wollen Sie denn ergreifen?“

„Mein Gott, mein Herr, ich weiß es selbst nicht  
recht . . . das heißt, ich weiß es wohl . . . aber ich  
wage es nicht zu sagen; denn ich befürchte, dies  
möchte meiner Mutter Kummer machen . . . und den-  
noch scheint es mir, daß bei Allem, was sich auf  
die Kunst bezieht, so viel Ruhm, so viel Erfolg zu  
hoffen sei.“

„In jedem Stande kann man auf Ruhm hoffen,  
wenn man sich hervorthut . . . Glauben Sie, Herr  
Julius, daß es für den industriellen Mann keinen  
Ruhm gäbe, der damit angefangen hat, ein ge-  
wöhnlicher, unbedeutender Commis zu sein, durch  
Thätigkeit, Talente, Unternehmungen aber dahin  
gelangt, sich selbst an die Spitze eines großen  
Handlungshauses zu stellen, dessen Unterschrift so  
viel Geltung hat als ein Bankzettel; der zahlreiche  
Gehülfen unter seinen Befehlen hat und sich überall  
geehrt, geachtet sieht? Ob einem solchen gereicht es  
sehr zum Ruhme, von unten angefangen zu haben  
und so hoch gestiegen zu sein, und es wäre übel

angebracht von ihm, wenn er dies verhehlen oder wünschen wollte, man möchte es vergessen; denn es ist durchaus kein Verdienst, reich oder mächtig geboren zu werden, aber es bedarf dessen immer, um sich selbst einen Namen und eine achtbare Stellung in der Gesellschaft zu verschaffen."

„Mein Herr, ich bin weit entfernt, den Handel zu verachten . . . ganz im Gegentheil, meine Eltern treiben ihn mit Ehren . . . und wenn es sein muß . . . Aber, mein Herr, wenn man an einer Sache keinen Geschmack hat, so taugt man schlecht dazu."

„Das ist sehr wahr . . . Jedoch der Künste gibt es vielerlei; Sie haben ohne Zweifel Ihre Wahl schon getroffen?"

„Mein Herr . . . ich gestehe es, aber ich fürchte mich, zu . . ."

„Wohlan, Herr Julius, sprechen Sie mit Vertrauen zu mir . . . ich bin weniger streng, als ich Ihnen vielleicht erscheine; ich werde mich erinnern, daß ich auch jung war . . . und daß ich damals auch großer Nachsicht bedurfte . . . Sie haben achtzehn Jahre! das ist das Alter, wo die Illusionen anfangen, wo Herz und Geist sich nur wollen entzücken lassen; ich will Ihnen nicht sagen, daß dies Alles nur Selbsttäuschung sei . . . O nein, man muß die Jugend nicht entzaubern, die Zeit übernimmt diese Sorge früh genug. Uebrigens liegt Offenheit in den Freuden dieses Alters, es liegt Liebe in diesen Leidenschaften, welche in einem jugendlichen Herzen unaufhörlich sich entzünden und erneuern; aber es ist

auch in einem achtzehnjährigen Kopfe mehr Thorheit als Vernunft, und deshalb sind ihm sehr oft die Rathschläge der Erfahrung nöthig."

"Ach! mein Herr, Sie sprechen mit so viel Güte zu mir... ich fühle mehr Zutrauen zu Ihnen, als zu meinem Vater. Ich will Ihnen meine geheimsten Gedanken mittheilen... Mein Herr, für das Theater fühle ich mich berufen... vom Theater bin ich begeistert, an das Theater denke ich beständig... Schauspieler sein... ein großes Talent haben... einen vollen Saal applaudiren hören, das Publikum bald zum Lachen, bald zum Weinen bringen, seine Aufmerksamkeit für sich in Beschlag nehmen, Aller Blicke auf sich gerichtet sehen, das beifällige Murmeln vernehmen, das einem gut gesprochenen Worte, einer tief empfundenen Rede folgt... Ach! mein Herr, das ist das Glück, der Ruhm, das Vergnügen... und das erneuert sich jeden Abend!... Ach! da haben Sie die Carriere, die ich einschlagen möchte!..."

"Sie wollten also zum Theater gehen?"

"Ja, mein Herr... das ist es, was ich meinem Vater nicht zu sagen wage... denn dies würde ihn sehr böse machen... Er grollt mir schon, wenn er weiß, daß ich ins Schauspiel gegangen bin; er sagt, daß ich all mein Geld dadurch verschwende... Ich habe nur das, was mir meine Mutter heimlich gibt, und ich glaube das schon für das Theater verwenden zu dürfen... weil dies das einzige Vergnügen ist, das ich mir erlaube."

„Und kennt Ihre Mutter Ihren Hang für das Theater . . . grüßt sie Ihnen auch?“

„Ein wenig, aber so sanft, so sanft . . . O! wenn sie nur allein zu sprechen hätte, dann könnte ich sicher thun, was mir nur gefällt!“

„Herr Julius, es ist kein Unglück, Schauspieler zu sein, wenn man wirklich Talent hat . . . aber wenn man keines hat, so ist es der allertraurigste Stand! . . .“

„O! ich werde Talent haben, mein Herr, das bin ich gewiß . . . O! wenn Sie wüßten, wie mein Kopf sich erhebt, wenn ich Samson oder Bouffé spielen sehe! . . . wie ich sie beobachte, wie ich fürchte, eine einzige ihrer Bewegungen zu verlieren . . . welche Talente! . . . welche Schauspieler! Ah! mein Herr, haben Sie, wenn Sie die Beiden spielen sahen, einmal Lust bekommen, beim Theater zu sein?“

Guerreville konnte sich eines Lächelns nicht erwehren und erwiderte: „Nein, wahrhaftig! . . . das hätte mich im Gegentheil davon abbringen können, denn ich würde gedacht haben, daß es doch sehr schwer sei, bis zu diesem Grade der Kunst zu gelangen.“

„Warum dies? . . . es sind schon Viele dahin gelangt! . . . Wir haben noch viele andere Künstler von großem Talent . . . und, abgesehen davon, liebe ich alle Schauspieler! . . . Wenn ich Einem unterwegs begegne, so möchte ich ihm an den Hals springen, ihn umarmen . . . ihm die Hand drücken . . . mit ihm Arm in Arm spazieren gehen . . .“

„Alles das beurkundet Ihre Liebe für das Theater; aber darin sehe ich noch keinen Beweis, daß Sie Talent zum Schauspieler haben . . . man bewundert oft etwas, das man nicht nachzumachen vermag.“

„Ach! mein Herr . . . wenn ich es noch wagen dürfte, Ihnen zu gestehen . . .“

„Wagen Sie es, Herr Julius, Ihre Mutter hat Ihnen gesagt, daß Sie mich als einen alten Freund betrachten könnten, und ich wiederhole Ihnen, daß Sie Ihr Vertrauen nicht schlecht angebracht haben sollen.“

„Davon bin ich vollkommen überzeugt, mein Herr . . . Aber was ich Ihnen sagen werde . . . davon darf mein Vater . . . und selbst meine Mutter keine Kunde bekommen . . .“

„Ich werde Ihnen nichts sagen, da Sie Verschwiegenheit von mir verlangen.“

„Gut! mein Herr, so erfahren Sie denn, daß ich Deklamationsstunden nehme.“

„Sie nehmen Unterricht! . . . Das ist ganz was Anderes . . . Sind Sie im Conservatorium?“

„O! nein, leider bin ich nicht so glücklich . . . aber ich gehe zu einem Professor.“

„Dieser Professor ist ohne Zweifel einer unserer guten Schauspieler oder ein alter Künstler von Ruf? . . .“

„Mein Herr, es ist in der That ein alter Schauspieler, der, nachdem was er sagt, einst viel Talent gehabt hat . . .“

„Wo spielt er?“

„Nun, er behauptet überall gespielt zu haben... Zudem erlauben es meine Mittel nicht, mir einen sehr kostspieligen Lehrer zu halten... Ich wage es nicht, meine Mutter oft um Geld zu bitten, weil ich weiß, welche Auftritte sie deshalb mit meinem Vater hat; aber mein Professor ist nicht theuer, er gibt den Cursus für zwanzig Sous... und wenn man zehn Sous vorausbezahlt, so bekommt man noch fünf Stunden gratis...“

„Das ist in der That nicht viel.“

„Manchmal hat er auch sehr viele Zöglinge!... Er sagte mir, daß er große Künstler gebildet habe.“

„Wie heißen sie?“

„Ah! sie sind Alle in der Provinz; aber ich versichere Sie, daß er sehr gut unterrichtet... und er schwört mir, daß ich die schönsten Anlagen habe.“

„Für welches Fach?“

„Für jugendliche Liebhaber.“

„Herr Julius, ein Lehrer, der fünfzehn Stunden für zehn Franken gibt, muß diese Sprache mit allen seinen Schülern führen... denn es ist anzunehmen, daß er große Noth hat, und auf jede Weise Geld zu verdienen suchen muß. Indes will ich Sie nicht entmuthigen... aber ich gestehe es, es schmerzt mich, Sie eine so schwierige Laufbahn einschlagen zu sehen... und ich darf Ihnen nicht verbergen, daß es auch Ihre Mutter sehr betrübt...“

„Wiel mein Herr, hat sie denn meine Neigung errathen? ...“

„Erräth eine Mutter nicht immer die Geheimnisse Ihres Sohnes! Ja, auch die Ihrige hat Ihrer Begeisterung für die dramatische Kunst wahrgenommen . . . Sie befürchtet, Sie möchten den Gedanken haben, Schauspieler zu werden . . . und es scheint mir, ihre Furcht sei sehr gegründet. Sie hat mir den Kummer nicht verhehlt, den sie deshalb empfindet. Bedenken Sie, Herr Julius, bevor Sie sich von einer Neigung hinreißen lassen, die gewiß nicht unüberwindlich ist . . . Ueberlegen Sie, ob alle die Erfolge, alle die Vergnügungen, die Sie auf dem Theater zu finden hoffen, den Kummer überwiegen können, den Sie Ihrer Mutter verursachen würden . . .“

Julius schlug die Augen nieder, er war bewegt und schwieg einige Zeit; endlich murmelte er zwischen den Zähnen: „Mein Gott! mein Herr . . . Sie wissen wohl, daß die Eltern immer so sind . . . am Anfang grollen sie . . . wenn man aber sein Glück macht, sind sie froh, daß man seiner Neigung gefolgt ist . . . daß man auf sie nicht gehört hat! . . . Wenn ich ein großer Künstler werde . . . so scheint es mir, daß ein solcher einen Parfümieur aufwiegt . . . Wenn Sie wollen, mein Herr, dann sehen Sie mich spielen bei meinem Professor . . . wir spielen Scenen . . . bisweilen ganze Acte, wenn wir in hinreichender Zahl beisammen sind . . . alsdann können Sie urtheilen, ob ich Talent habe.“

Guerreville wollte eben antworten, als Georg die Thür des Zimmers halb öffnete und nur den

Borderkopf hineinsteckte, indem er sagte: „Mein Herr, es ist eine junge Dame mit ihrer Kammerfrau da, welche sagt, Sie wären Ihr Pathe, und fragen läßt, ob sie die Ehre haben könnte, Ihnen aufzuwarten.“

Eine leichte Röthe flog über das Gesicht von Guerreville, doch antwortete er rasch: „Gut! ich will diese junge Dame empfangen... laß dieselbe in den Salon eintreten und bitte sie einen Augenblick zu warten.“

Georg zog sich zurück und Julius erhob sich mit den Worten: „Sie bekommen Besuch, mein Herr, ich verlasse Sie, und bitte um Entschuldigung, daß ich Sie so lange belästigt habe... ich wollte Ihnen nur noch die Adresse meines Lehrers in der Dellation geben... ich muß sie bei mir haben... es ist Herr Tristepatte, Rue du Petit-Hurlair... Ah! hier ist seine Adresse... Der Unterricht findet, den Sonntag ausgenommen, täglich statt, von zwölf bis vier Uhr Nachmittags, oder Abends von sieben bis zehn Uhr. Ich gehe hin, wenn ich irgend eine Besorgung habe und mir eine halbe Stunde abmüßigen kann, aber Dienstags und Donnerstags, bei Tage, fehle ich fast nie... Sie werden doch kommen, um mich spielen zu sehen, nicht wahr, mein Herr? ich wäre sehr erfreut, Ihr Urtheil zu hören...“

„Ja, ich werde kommen, ich verspreche es Ihnen... aber warten Sie... warten Sie doch, Herr Julius...“

Und während er dies sagte, drehte er sich um und ging im Zimmer auf und ab, als wenn ihm etwas auf dem Herzen läge und er nicht wüßte, wie er sich dabei benehmen sollte; endlich näherte er sich seinem Sekretair, nahm eine Rolle mit fünfzig Napoleons heraus, und schrieb auf ein Papier: Für Julius, damit seine Vergnügungen keinen Zank zwischen seinen Eltern verursachen.

Guerreville wickelte diesen Zettel über die Rolle, dann hüllte er Alles zusammen in ein anderes Papier, und zu Julius zurückkehrend, legte er ihm die Rolle in die Hand, indem er sagte: „Herr Julius, haben Sie die Güte, dieses Ihrer Frau Mutter von mir zu überbringen... es ist eine alte Schuld, die ich hiemit berichtige, für verschiedene Besorgungen, die sie vor langer Zeit für mich gemacht hat.“

Julius schien erstaunt, da er die Summe, welche in seine Hand geglitten war, wog und stotterte: „Wie, mein Herr!... Aber meine Mutter hat mir ja gar nichts gesagt...“

„Sie hatte nicht nöthig, Ihnen dies zu sagen... es ist eine alte Rechnung, sie hat es vielleicht vergessen... Aber verzeihen Sie, mein Herr... man erwartet mich, ich werde das Vergnügen haben, Sie wiederzusehen.“

Julius hielt es nicht für schicklich, noch weitere Nachfragen anzustellen; er steckte die Rolle in seine Tasche, grüßte Guerreville ehrerbietig, und ent-

fernte sich, nachdem er ihn vorher um die Erlaubniß gebeten hatte, wiederkommen zu dürfen, um ihm seine Aufwartung zu machen.

Der junge Mann ging fort, die Blicke von Guerreville folgten ihm; er blieb einige Augenblicke in seine Gedanken versunken; endlich rief er Georg, und sagte zu ihm: „Laß das Fräulein, welches in dem Salon ist, hereintreten.“

Der Ersoldat machte eine halbe Wendung, entfernte sich und kam bald mit einem jungen Mädchen zurück, welche ins Zimmer schlüpfte, Anixe machte und schon an der Thürschwelle ausrief: „Guten Tag, mein Pathe! — Wie befinden Sie sich, mein Pathe? . . . Ich bin erfreut, Sie zu sehen . . . Wollen Sie mir erlauben, Sie zu umarmen, mein Pathe? . . .“

Herr Guerreville bleibt unbeweglich und starrt die Person, welche ihn so unversehens mit einem Kusse angeht, an; es ist ein junges Mädchen von ungefähr siebzehn Jahren, sehr rund, sehr fett, sehr frisch und sehr backenroth; eine ziemlich reizende Brünette, obwohl ihre großen braunen Augen mehr Frohsinn als Schelmerei ausdrücken und ihr Gesicht eben so sehr aus Gewohnheit als aus Stimmung zu lachen scheint; aber ihr Mund ist klein und mit hübschen Zähnen garnirt, ihr Näschen wohlgebildet, hübsche Grübchen zeichnen sich jeden Augenblick in ihre vollen Wangen, ihr Wuchs endlich ist schlank und ihr Busentuch spricht schon sehr deutlich von entwickelten Lieblichkeiten. Das ist Fräulein Agathe, welche

nicht die geringste Aehnlichkeit mit ihrem Pathe hat, nichtsdestoweniger aber ein hübsches Mädchen ist, von offenbar handfester Gesundheit. Die frostige und beinahe strenge Miene, womit Herr Guerreville das Mädchen aufnahm, verblüffte diese ein wenig; sie faste sich jedoch wieder und begann ihre Krise und ihr Trippeln von Neuem, indem sie die gleichen Redensarten wiederholte.

„Guten Tag, mein Pathe, ich wünsche von Herzen guten Tag, mein Pathe! . . . Wie befinden Sie sich? . . . Ich komme, Ihnen meine Ehrerbietung zu bezeugen und Sie zu küssen, wenn Sie es mir erlauben wollen.“

Guerreville neigte sich zu Agathe, küßte sie auf die Stirne, obgleich das Mädchen ihm ihre Wangen hinhielt, führte sie an einen Stuhl und sagte zu ihr: „Setzen Sie sich, mein liebes Kind.“

„Mit Vergnügen, mein Pathe,“ sagte Fräulein Agathe, indem sie in einem Fauteuil Platz nahm.

Guerreville setzte sich zu dem jungen Mädchen, betrachtete sie fortwährend, aber ohne im mindesten bewegt zu scheinen, und sprach: „Sie sind die Tochter von Madame Grillon?“

„Ja, mein Pathe . . . ich bin ihre einzige Tochter . . . Agathe, Ihre Pathe.“

„Und Ihre Frau Mutter hat Ihnen die Erlaubniß gegeben, mich zu besuchen?“

„O, gewiß, mein Pathe, sie hat es mir sogar befohlen . . . Ohne das würde ich nicht auf den

Gedanken gekommen sein, zu Ihnen zu gehen . . . denn ich dachte gar nicht an Sie, mein Pathe; als aber Mama gestern nach Hause kam, schrie sie schon unten an der Treppe: Agathe! Agathe! Dein Pathe ist in Paris! ich bin ihm begegnet . . . Du wirst morgen früh zu ihm gehen, um ihm Deine Aufwartung zu machen und ihn zu umarmen. Und Mama war so glücklich . . . so vergnügt, daß sie nicht bemerkte, wie sie auf den Rock meines Papatrat, welchen er über einen Stuhl gelegt hatte, weil er sich wollte einen Knopf annähen lassen; und als Papa zu ihr sagte: Nimm Dich doch in Acht, meine Liebe, Du wirfst meinen Rock auf die Erde und trittst darauf; antwortete ihm Mama: O, das ist mir ganz gleich . . . ich bin Herrn Eduard begegnet, dem Pathen meiner Tochter; er wohnt in Paris, er wird uns besuchen . . . ich könnte heute auf allen Deinen Kleidern herumtreten und wäre deshalb doch nicht weniger vergnügt."

"Das ist sehr freundlich, von Seiten Ihrer Mutter."

"O mein Pathe! wir Alle im Hause lieben Sie sehr! . . . und deshalb bin ich auch sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen; denn Mama sprach oft mit mir von Ihnen und sagte mir: Es ist recht schade, meine arme Agathe, daß Dein Pathe nicht in Paris ist, denn ein Pathe ist wie ein zweiter Vater . . . man wünscht ihm zum Geburtsfeste, zum neuen Jahre Glück . . . er würde Dir Geschenke machen: der Deinige war sehr liebenswürdig, sehr

großmüthig . . . Darum, mein Pathe, bedauerte ich es recht sehr, Sie nicht zu kennen . . . denn ich war, wie ich glaube, fünf Jahre alt, als ich Sie das letzte Mal sah . . . und ich konnte mich Ihrer nicht mehr recht erinnern; ich glaubte, mein Pathe wäre ein dicker Mann von fettem Bauch und starken Beinen . . . ich weiß gar nicht, woher ich dieses Bild entnommen habe! . . . Gerade so bildete ich mir, als ich noch in der Pension war, ein, das Theater wäre ein Laden, in welchem man allerlei Dinge verkauft. Ah! wenn man klein ist, ist man doch recht dumm! . . . aber jetzt bin ich nicht mehr so: ich kenne Alles, und Mama sagt, ich könne sprechen wie Eine von vierzig Jahren."

Fräulein Agathe schien noch immer geneigt, fortzusprechen, aber Guerreville, der auf sie hörte, wie wenn er immer an etwas Anderes dachte, unterbrach die junge Schöne mit den Worten: "Ihre Eltern haben ohne Zweifel für Ihre Erziehung gesorgt?"

"O ja, mein Pathe! gewiß, ich wurde sehr gut erzogen; aber aus der ersten Pension, in die man mich gebracht hatte, wurde ich wieder genommen, weil ich alle Tage Schminkebohnen zu essen bekam. Ich beklagte mich deshalb bei Mama, welche der Unterlehrerin sagte, daß die Schminkebohnen mich krank machten. Diese sagte es der Direktorin, welche ihr erwiderte, um meinetwillen würde man die Hausordnung nicht abändern; Mama fand das sehr unanständig und ich ward anderswohin gegeben,

wo ich mich viel besser befand: man hatte in der Woche Linsen mit Kartoffeln und Rindfleisch; ich liebe gerade die Kartoffeln nicht sehr, aber die Linsen sind meine Leibspeise. Aber wenn Sie wüßten, mein Pathe, wie wenig Del man in den Pensionen auf den Salat thut... ich glaube fast, man thut gar keines darauf... und das ist sehr schlimm für den Magen... Ich hatte eine Freundin, welche..."

"Ist es schon lange, daß man Sie aus der Pension genommen hat?"

"Es sind jetzt achtzehn Monate, mein Pathe. Mama und Papa fanden, daß ich genug wüßte und daß ich nichts mehr zu lernen nöthig hätte."

"Was haben Sie denn gelernt?"

"O, mein Pathe! ich kann ein wenig singen, ich spiele ein wenig das Piano, ich zeichne ein wenig..."

"Es scheint mir, Sie können von Allem ein wenig."

"Ja, mein Pathe... und dann tanze ich sehr gut... O, ich liebe den Tanz sehr! Mama liebt den Tanz ebenfalls; wenn wir auf dem Balle einander gegenüber tanzen, sagt sie, man halte uns für zwei Schwestern."

"Und Ihr Herr Vater?"

"O, mein Vater tanzt nie oder höchst selten, wenn nicht gerade der vierte Mann fehlt... aber Papa bringt die Touren immer in Unordnung, ich habe ihm noch nicht einmal die Pastourelle beibrin-

gen können! . . . Ah! apropos, mein Pathe, ich hätte bald vergessen, Ihnen zu sagen, daß Mama mir aufgetragen hat, Sie zu bitten, uns morgen die Ehre zu erweisen, bei uns zu speisen; man setzt sich Punkt fünf Uhr zu Tische."

"Ich danke Ihnen, mein liebes Kind; aber sagen Sie Ihrer Frau Mutter, daß ich sehr bedaure, ihre Einladung nicht annehmen zu können."

"Ah! warum dies, mein Pathe? Wir rechneten so bestimmt auf das Vergnügen, Sie bei uns zu sehen! . . . Mama wollte noch Madame Devaux und ihre Töchter einladen . . . dies sind Leute von gutem Ton, die Soiréen geben . . . und dann Herrn Abalgis, einen sehr liebenswürdigen jungen Mann, der immer weiße oder strohfarbene parfümirte Handschuhe trägt. Es ist von einem jungen Manne sehr schön, helle Handschuhe zu tragen . . . das gibt ein sehr feines Ansehen . . . und dann spielt dieser Herr auch das kleine Horn, das heißt er lernt es; aber er will es spielen, wenn er es weit gebracht haben wird, und dann wird er mich zu dem Piano begleiten . . . Indessen singt er köstliche Romanzen; das leztmal hat er uns die gute Hoffnung von Friedrich Bérat vorgesungen . . . Mein Gott, wie schön das ist! . . . Mein Pathe, kennen Sie die gute Hoffnung von Bérat?"

"Meine liebe Pathe, ich bin sehr betrübt, dies Alles nicht anhören zu können, aber ich wiederhole Ihnen, ich kann morgen von der Einladung Ihrer Eltern keinen Gebrauch machen."

„Ah! das ist sehr Schade, meine Pathe; Papa freute sich auch darauf, Sie bei Tische zu haben, weil Mama ihm gesagt hatte, sie würde ein Compot aus Kastanien zubereiten lassen.“

„Ich werde Sie besuchen, Agathe, ich werde Madame Grillon meine Aufwartung machen.“

„Wann dies, mein Pathe?“

„Sobald als mir dies möglich sein wird . . . Wollen Sie mir indeß erlauben, meine liebe Pathe, Ihnen ein kleines Geschenk zu machen?“

Guerreville hatte sich erhoben und war an seinen Sekretär gegangen. Er fühlte, daß es bei Agathen keines Vorwandes bedürfe, um ihr ein Geschenk anzubieten; übrigens gab ihm der Titel Pathe ein Recht dazu.

Agathe hatte sich ebenfalls erhoben und machte eine zierliche Verbeugung, indem sie sagte:

„Mein Pathe, Sie sind sehr gütig; ich werde mit Vergnügen Alles annehmen, was Sie mir gerne anbieten.“

Guerreville hatte aus einem Fache seines Sekretärs eine hübsche Kaschemirbörse genommen, die mit Goldtreffen und mit feinen Steinen besetzt war; er legte in jede Seite derselben fünfzehn Napolcon und überreichte sie Agathen mit den Worten: „Nehmen Sie, meine liebe Freundin, betrachten Sie diese Börse als ein kleines Andenken von mir; mit ihrem Inhalte werden Sie einige Ihrer Lieblingsneigungen befriedigen können. Es wäre vielleicht passender gewesen, wenn ich Ihnen

alle die Kleinigkeiten, die einem jungen Mädchen Freude machen, selbst gekauft hätte . . . Aber Sie werden mich entschuldigen, da ich mich auf alles dies wenig verstehe und Ihr Geschmaç Sie besser leiten wird als der meine."

Agathe nahm die Börse, indem sie vor Freude erröthete; dann machte sie zwei oder drei Sprünge durch das Zimmer und rief: „Ach! wie gut Sie sind, mein Pathe! Ah, die schöne Börse! . . . und alle diese Goldstücke! . . . O, welche hübsche Sachen werde ich dafür bekommen! . . . Mein Vater gibt mir nur ein Zehnfousstück für meine kleinen Vergnügungen, damit kann ich nicht viel anfangen. Ah, ich will mir eine Schärpe kaufen, wie ich neu-lich eine an Cölestine gesehen habe . . . eine blaß-blaue Schärpe mit weißen Franzen, das ist allerliebft . . . Mein Pathe, wollen Sie mir erlauben, Sie zu umarmen? Ah, wie vergnügt ich bin! . . . Mama hatte sehr Recht, mir zu sagen: Du wirst sehen, wie profitabel es ist, seinen Pathen kennen zu lernen, besonders wenn er reich ist!"

Und Agathe reichte Guerreville ihre schönen, frischen und kirschrothen Wangen; dieser aber berührte sie kaum mit den Lippen und führte sie dann sachte an die Thür, indem er sagte: „Es thut mir leid, meine liebe Pathe, Sie nicht länger hier behalten zu können . . . aber Geschäfte nöthigen mich . . ."

„O, mein Pathe, das genügt . . . Sie brauchen sich bei mir nicht im geringsten zu geniren . . ."

denn ich bin gänzlich ohne Umstände . . . besonders bei Personen, die mir gefallen, und Sie, mein Pathe, gefallen mir sehr."

Unterdessen hatte Guerreville Agathe bis ins Vorzimmer geführt, wo ein großes Frauenzimmer mit einer weißen Schürze und einer bäurischen Haube Georg gegenüber saß, der sie beständig betrachtete, doch kein Wort mit ihr sprach.

Agathe lief auf ihre Bonne zu und rief: „Jeannette! Dies ist mein Pathe . . . Mein Pathe, dies ist Jeannette, unsere Kammerfrau . . . Sie geht immer mit mir, weil meine Eltern mich niemals allein ausgehen lassen wollen; doch ich kenne meinen Weg sehr gut, und werde mich gewiß niemals verirren . . . Glücklicher Weise lachen wir Beide, Jeannette und ich, wenn wir mit einander ausgehen . . . Sie ist ebenso heiter als ich . . . wir machen uns über die Vorübergehenden lustig . . . O! das ist sehr amüſant . . . Es gehen so lächerliche Leute vorüber, die so drollig aussehen . . . Doch Adieu, mein Pathe! . . . Ich werde Mama sagen, daß Sie uns bald besuchen werden, aber es wird ihr sehr leid sein, daß Sie morgen nicht zu Tische kommen können . . . und dem Vater auch . . . er wird sein Kastaniencompot beweinen! . . . nicht wahr, Jeannette? . . . Jeannette grüße meinen Pather . . . Auf Wiedersehen, mein Pathe . . . besuchen Sie uns bald . . . Wollen Sie mir erlauben, Sie zu umarmen?“

Fräulein Agathe reichte nochmals ihre Wangen

hin; aber Guerreville drückte einen sehr kalten Kuß auf ihre Stirn und geleitete sie dann hinaus, indem er selbst den Ausgang seiner Wohnung öffnete. Endlich entschloß sich das junge Mädchen zu gehen, aber nicht eher, als bis sie sich zuvor noch mehr als zwanzig Mal umgedreht hatte, um zu wiederholen: „Auf Wiedersehen, mein Pathe! besuchen Sie uns bald . . . vergessen Sie es nicht! . . .“

Als sich Guerreville in seinem Zimmer allein befand, warf er sich in ein Fauteuil, indem er ausrief: Das waren nun diese zwei Kinder! . . . Das ist sonderbar! . . . Ich hatte geglaubt, ihr Anblick würde mich bewegen, rühren . . . Aber nein, ich habe in der Tiefe meines Herzens nichts empfunden, keine geheime Stimme erhebt sich in meiner Seele, um mir zuzusüstern: Du bist ihnen auch deine Liebe schuldig! Ich glaube, daß ihre Zärtlichkeit mir mehr lästig als angenehm war. O! das ist schlimm, sehr schlimm! Doch woher kommt das? Weil ich in ihrer Nähe meine Tochter nicht vergessen kann! . . . meine Pauline . . . O! meine Tochter . . . Dir bin ich Vater . . . Dich betete ich an . . . Dir gehört noch immer meine ganze Zärtlichkeit . . . und fern von Dir kann ich keinen Augenblick glücklich sein . . . Aber noch keine Nachricht! . . . unmöglich zu erfahren, was aus ihr geworden ist! . . . Mein Gott! sollte ich sie auf immer verloren haben! . . . Hat sie mich ganz vergessen! . . . verlassen . . . O! nein, man vergißt seinen Vater nicht ganz, wenn man weiß, wie theuer man ihm ist, wenn man weiß,

daß er täglich seine Tochter beweint... wenn man nicht zweifeln kann, daß seine Zärtlichkeit stets seinen Zorn überwinden werde, daß er alle Fehlritte verzeihen werde, um nur sein Kind umarmen zu können... und dennoch verschwinden die Jahre, und nichts! nichts... kein Brief, keine Nachricht!...

Guerreville ließ das Haupt auf die Brust sinken und schien vor Schmerz vernichtet.

---

## Zweites Kapitel.

Ein Freund und ein Ueberlästiger.

Es war schon eine beträchtliche Zeit verfloßen, seit Agathe von Guerreville fortgegangen; doch dieser war noch immer in seine Gedanken versunken und seufzte unter der Last eines Kummers, den jede Hoffnung verließ, während er in derselben Stellung auf dem Stuhle saß und Stunde und Gegenwart vergaß, Alles vergaß, um nur an seine Tochter zu denken.

Georg, an die Launen seines Herrn gewöhnt, erlaubte sich niemals, ihn in seinen Betrachtungen zu stören; denn er wußte, daß er dann einen schlechten Empfang erhielt. Mehr als einmal hatte Guerreville schon auf diese Art die gewöhnliche Speisestunde verstreichen lassen. An solchen Tagen hütete sich Georg wohl, ihn daran zu erinnern; er sagte sich dann: Wahrscheinlich hat der Herr keinen

Hunger, weil er nicht daran denkt, zu Tische zu gehen. Allein da er in einer Restauration speist, steht es ihm ja frei, hinzugehen, wenn es ihm gefällt . . .

Diesmal öffnete Georg, wider seine Gewohnheit, halb die Thür zum Zimmer seines Herrn, und da er ihn unbeweglich auf dem Stuhle sitzen sah, so hustete er, um sich bemerklich zu machen, und Guerreville, der durch dieses Geräusch aus seiner gegenwärtigen Stellung erwachte und sich nun wieder allein sah, während ihn seine Träume eben mit seiner Tochter vereinigt hatten, wandte sich ungeduldig gegen seinen Diener und rief mit zorniger Stimme: „Was wollen Sie, warum treten Sie ein, ohne daß ich Sie gerufen habe?“

Der arme Georg war ganz bestürzt und im Begriff, sich zurückzuziehen, ohne etwas zu sagen: aber sein Herr fuhr fort: „Nun gut! Werden Sie sprechen? . . . Weshalb stören Sie mich? . . .“

„O! mein Herr, es ist wahr; ich hätte bedenken sollen . . . aber ich werde diesem Herrn sagen, daß er Sie stört, und daß Sie ihn heute nicht annehmen können.“

„Wie! noch Jemand! . . . aber wird man mich denn gar nicht in Ruhe lassen! . . . Wer ist da?“

„Es ist der Herr aus . . . aus Chateau-Thierry . . . der Doktor Jenneval . . . welcher sagt, ein Arzt habe jeder Zeit das Recht, bei seinen Freunden einzutreten . . . selbst wenn sie nicht krank seien . . .“

„Der Doktor . . . der Doktor Jenneval!“

Guerreville erhob sich, strich sich mit der Hand über die Stirn und sagte zu Georg: Herr Jenneval kann eintreten.

Der Doktor trat ein, lief auf Guerreville zu und drückte ihm herzlich die Hand, während dieser seinem Bedienten ein Zeichen gab, sich zu entfernen.

„Hier bin ich, sprach Jenneval, indem er sich mit froher Miene auf einen Stuhl niederließ. Ich habe ein wenig gezögert... aber ich mußte meine Angelegenheiten beenden, mit meinen Patienten ins Reine kommen!... Sie hatten die Güte, an mich zu denken, und in der That, ich weiß nicht recht, warum; denn ich habe mich sehr oft über Sie und über Ihre Krankheit lustig gemacht... Aber vielleicht gerade deshalb... Ich glaube, daß ich mehr dadurch geheilt habe, daß ich Sie zum Lachen brachte, als durch Verordnungen. Endlich habe ich der Provinz Adieu gesagt, und komme nach Paris, um hier zu praktiziren.“

„Sie wollen sich hier niederlassen, Doktor?“

„Ja, das Leben in einer kleinen Stadt... ihre Klatschereien, ihre Vergnügungen, ihre Gebräuche, das Alles behagt mir nicht mehr. Es lebe Paris! für die Künste und Wissenschaften, für die Theorie und Praxis! Indes habe ich in Chateau-Chierry große Dinge gethan... und erst kürzlich eine herrliche Kur vollbracht... Madame Blanmignon heilte ich von ihren Krämpfen, indem ich sie Pillen nehmen ließ, die nur aus Mehl bestanden, und den alten Herrn Benoit, der sich für unterleibskrank hielt,

ließ ich fünfzehn Tagen hindurch nichts als Pfefferkuchen essen... Wahrhaftig, diese hatten einen bewunderungswürdigen Glauben!..."

„Es scheint, mein lieber Doktor, daß Sie Ihre Heiterkeit noch nicht verloren haben..."

„Ich werde mich hüten, sie zu verlieren, da ich damit meine Kranken heile. Uebrigens komme ich mit Empfehlungsbriefen beladen hieher... habe auch überdies einige Bekanntschaften... und vielleicht wissen Sie, daß ich fast eben so sehr aus Neigung, als aus Interesse praktizire. Ich habe viertausend Franken jährlicher Einkünfte, bescheidene Wünsche, wenig Ansprüche: Mit diesem kann ein Arzt, der noch unverheirathet ist, sehr leicht in die Praxis kommen, ohne ein epidemisches Fieber oder die Cholera herbeizuwünschen. Aber wie steht es mit Ihnen, mit Ihrer Gesundheit?... Ich hätte mich eigentlich sogleich darnach erkundigen sollen.“

„Ich danke, Doktor; mit meiner Gesundheit steht es gut..."

„Aber Sie sind noch immer traurig, noch immer insgeheim betrübt... O! ich sehe das wohl, bei Ihnen leidet die Seele. Wohl! ich werde Sie zu zerstreuen... ein wenig zu beschäftigen suchen... Ich werde nicht nach Ihren Geheimnissen fragen... o! ich will mich nicht in Ihr Vertrauen eindringen... Das Vertrauen muß von selbst kommen... und dann gibt es auch Sorgen, die man lieber geheim hält; wahrscheinlich gehören die Ihrigen zu dieser Gattung... Später vielleicht, wenn Sie mich

besser kennen werden . . . denn da Sie mir einmal erlaubt haben, Ihre Bekanntschaft fortzusetzen, so hieße es Ihnen schlecht für Ihr Vertrauen danken, wenn ich Sie mit meinen Fragen belästigen wollte. Also abgemacht: Ich werde nie auf diesen Gegenstand zurückkommen. Aber ich werde es versuchen, Ihnen die Sorgen und den Kummer von der Stirne zu streichen, weil dies zu meinen Functionen gehört.“

„Mein lieber Jenneval, ich bin wahrhaft vergnügt, Sie wieder zu sehen.“

„Ich muß Ihnen sagen, daß ich die Reise von Chateau-Thierry nach Paris mit einem Manne gemacht habe, der auch sehr wünscht, Ihre Bekanntschaft zu machen . . . Aber ach! es ist das neugierigste Geschöpf, das ich jemals getroffen. Es ist Herr Badevant, einer von denen, die Ihnen ihre Karten zuschickten, als sie erfahren hatten, daß Sie mit dem Unterpräfekten befreundet wären. Als Badevant erfuhr, daß ich mich in Paris niederlassen wollte, hat er Mittel gefunden, die Reise mit mir zu machen. Unterweges sprach er viel von Ihnen. Um ihn recht toll zu machen, verbarg ich ihm nicht, daß ich darauf rechnete, Sie oft zu sehen. Auf der Stelle bat er mich auch, ihn bei Ihnen einzuführen.“

„Sie werden es doch unterlassen, Doktor?“

„O! seien Sie ruhig; Badevant ist einer von den Menschen, vor denen man sich nicht fürchten darf, ihnen etwas abzuschlagen, und die dies noch nicht abhält, Einem hundertmal dieselbe Bitte zu

wiederholen; er gehört zu denen, welche glauben, daß man von den Leuten am Ende Alles erhält, wenn man ihnen nur recht lästig wird. Es ist wahr, daß man damit bisweilen durchkommt; man gewährt Leuten, die uns lästig sind, manchmal Etwas, was man seinem innigsten Freunde verweigert hätte. . . . die Welt ist nun einmal so . . . aber ich bin gar nicht geneigt, die Bekanntschaft des Herrn Badevant fortzusetzen, obgleich dieser mir bereits das Anerbieten gemacht hat, der Arzt mehrerer seiner hiesigen Freunde zu werden, und unter Anderen auch bei einer seiner Cousinen, einer sehr reichen Dame, wie er sagt, welche zwei allerliebste Töchter hat, die sie bald verheirathen will: Er behauptet sogar, deshalb nach Paris gekommen zu sein, um bei einer dieser Verheirathungen Hülfe zu leisten und seiner Cousine bei den Hochzeitsgeschäften beizustehen. Er hat mir schon den Vorschlag gemacht, mich bei seiner Cousine einzuführen."

„Mein lieber Doktor, lassen Sie Ihren Herrn Badevant, der mich durchaus nicht interessirt . . . späterhin werde ich Sie mit einigen Personen bekannt machen, die mich näher angehen; indeß können Sie mir jetzt schon einen großen Gefallen erweisen.“

„Sprechen Sie, ich stehe ganz zu Ihren Diensten.“

„Es sind ungefähr drei Monate her . . . als ich eine Wohnung suchte; ich trat in ein Haus der Rue Montmartre . . . nachdem ich mehre Gelasse angesehen hatte, hörte ich von einem armen Teufel spre-

chen, der in einer Dachkammer krank lag . . . es war ein Wasserträger . . . er hatte zu seiner Verpflegung nur seine Tochter bei sich, ein Mädchen von sieben Jahren; und da man davon sprach, ihn aus seiner Wohnung zu werfen, seine Möbeln zu verkaufen, befiel mich die Neugier, nach seiner Wohnung hinaufzusteigen.“

„Die Neugier! . . . ich verstehe . . .“

„Ich sah den Mann . . . er nannte sich Jerome . . . er sah wie ein ordentlicher Mann aus; aber er war noch krank . . . sein armes, kleines Mädchen war sehr schwächlich . . . sehr zart . . . aber es liebte seinen Vater zärtlich und wich nicht von seinem Lager . . . und er, ach! auch er liebte seine Tochter . . . er nannte sie seinen Schutzengel.“

Guerreville hielt inne, von tausend Erinnerungen bewegt, die sein Herz bestürmten; endlich fügte er mit halber Stimme, und indem er seine Blicke auf die Erde heftete, bei: „Man ist so glücklich, wenn man seine Tochter bei sich hat.“

Es trat ein augenblickliches Stillschweigen ein, das Jenneval nicht zu unterbrechen wagte: denn schon hatte er einen Theil der Sorgen von Guerreville errathen. Endlich fuhr dieser fort: „Ich gab dem Kinde einiges Geld . . . damit den Vater die Miethe nicht beunruhigen sollte; aber nun möchte ich doch wissen, ob der arme Jerome völlig hergestellt worden ist . . .“

„Und was hielt Sie ab, ihn wieder zu besuchen?“

„Ich weiß nicht . . . die Zeit verstrich mir so . . .“

„Sagen Sie vielmehr, daß Sie sich nicht den Dank für Ihre Wohlthaten holen wollten . . . Ob ich errathe Sie, ich verstehe Ihre Seele. Nun gut! Ich, der ich dem Jerome nichts gegeben habe, ich werde ihn besuchen, und wenn er noch nicht hergestellt sein sollte, werde ich sein Arzt sein.“

„Wollen Sie die Güte haben, Doktor?“

„Die Güte! und warum nicht; weil ich zuweilen lache und spaße, werden Sie doch bei mir kein unempfindliches Herz suchen, das dem Vergnügen, Anderen zu dienen, fremd ist?“

„O nein, wenn ich Sie so beurtheilt hätte, so würde ich Sie nicht aufgefordert haben, mich wieder zu besuchen.“

„Die Adresse dieses Jerome?“

„Hier ist sie . . . ich habe sie auf dieses Papier geschrieben.“

„Sehr gut . . . ich werde morgen früh hingehen und Ihnen alsbald Bericht abstaten.“

„Ich danke Ihnen, mein lieber Doktor“.

„Indeß das ist noch nicht Alles . . . Haben Sie schon gespeist?“

„Nein . . . ich dachte noch nicht daran.“

„Aber ich denke daran, denn es ist spät, und ich habe Hunger. Speisen wir zusammen, Sie sollen nicht gezwungen sein, zu essen; aber vielmehr bekommen Sie Lust dazu, während Sie mit mir plaudern.“

„Ich bin zu Ihren Diensten.“

„Das ist brav gesprochen. Nehmen Sie Ihren Hut und gehen wir.“

Guerreville ging mit dem Doktor weg, der seinen Arm unter den seines Freundes legte, indem er sagte: „Wo speisen Sie gewöhnlich?“

„Ich habe keinen bestimmten Ort, ich speise in dem Quartier, wo ich mich gerade befinde . . . und da ich die Absicht habe, in Paris einen gewissen Jemand aufzufinden, so möchte ich gerne auch andere Speiseanstalten besuchen, weil man doch überall neue Gesichter sieht.“

„Vortrefflich, auch ich gestehe Ihnen, daß ich, da ich mich in Paris niederlasse, die Restaurationen der Reihe nach durchzugehen wünsche; und dazu bewegt mich meine Leckerei viel weniger als die Neugier; aber ich liebe es sehr, zu beobachten, und ich will wissen, wie man in Paris in den verschiedenen Klassen der Gesellschaft lebt. Werden Sie mich begleiten? Während ich meine Betrachtungen mache, werden Sie sich prüfend umsehen, ob Sie die Züge desjenigen, oder derjenigen, die Sie suchen, herausfinden.“

„Sehr gerne, Doktor.“

„Aber ich sage Ihnen zum Voraus, daß ich Alles sehen will, von der kleinsten Garküche bis zur vornehmsten Restauration. Wenn man sich unterrichten will, muß man sich entschließen, manchmal in sonderbare Gesellschaft zu gehen.“

„Ich wiederhole es Ihnen, ich werde gehen, wo-

hin Sie wollen, und vielleicht werde ich wirklich in meinen Nachforschungen glücklicher sein.“

„So ist es recht. Wir wollen den Anfang machen; wir werden ja nicht gezwungen sein, da zu bleiben, wo es uns gar zu schlecht scheint. Man behauptet, in Paris sei nichts leichter, als zu dinieren; diese Mahlzeit finde Jeder nach seinem Geschmack . . . in der That, hier ist schon ein Schild, lesen wir: Diner zu sechzehn Sous . . . Zu sechzehn Sous! . . . wer hätte das geglaubt? . . . In diesem modernen Babylon, wohin man aus allen Welttheilen zusammenströmt, speise man für sechzehn Sous! . . . Man braucht also doch nicht fünfzigtausend Livres Renten, um in Paris zu leben.“

„Doktor, die Restaurationen, oder vielmehr die Orte, wo man zu essen bekommt, wuchern in dieser Stadt; denn es wäre lächerlich, schlechte Garfütchen, aus denen man fortgeht, ohne sich satt gegessen zu haben, Restaurationen zu nennen. Es gibt Speisewirthe, Wein- und Speisewirthe, bürgerliche Speiseanstalten, Restaurationen zu festen Preisen und endlich Häuser, in denen man für jeden Preis speist; diese letzteren Anstalten werden namentlich von Maurern, Steinhauern und überhaupt von Handwerkern besucht, welche vier Sous zahlen und sich eine Suppe aufbrühen lassen, in welche sie ihr Brod einbrocken. Ich ehre die menschenfreundlichen Ideen und finde es sehr zweckmäßig, daß ein Steinhauer eine Suppe billig essen kann; Jedermann muß leben, der ein Haus aufbaut, wie der, der es kauft;

aber ich glaube doch nicht, daß Sie Lust haben, in Gemeinschaft von Maurergesellen zu speisen.“

„Nein, wir wollen, ohne uns aufzuhalten, an den Restaurationen vorübergehen, in denen man um jeden Preis essen kann; aber es muß doch ein sonderbares Mittagessen sein, für sechzehn Sous . . .“

„Sie werden in Paris nicht dreißig Schritte machen, ohne Zettel zu bemerken, auf denen, zu sehr niedrigem Preise, eine vollständige Mahlzeit angeboten wird. Für dreiundzwanzig Sous bekommen Sie eine Suppe, drei Schüsseln, die Sie wählen können, Dessert, eine Maas Wein und Brod nach Belieben. Für sechzehn Sous, sehen Sie, was dargeboten wird: Suppe, zwei Schüsseln und Dessert . . . keinen Wein, aber Brod immer nach Belieben . . . Gefällt Ihnen das, Doktor?“

„Mich wundert nur das Dessert bei einer Mahlzeit, bei der man nichts als Wasser trinkt: das heiße ich ein verschoffenes Kleid mit Eitelkeit tragen; das ist immer Luxus und Dürftigkeit. Die Fremden müßten lachen, wenn sie sähen, wie wir uns der gedörrten Pflaumen, oder der Mandeln, anstatt des Weines bedienen. Aber ich habe mir vorgenommen, mich zu unterrichten, ich werde in eine Restauration zu sechzehn Sous gehen, wenn ich gerade keinen Hunger habe. Heute wollen wir bei Bésour im Palais-Royal speisen.“

Guerreville und der Doktor schlugen die Richtung nach dem Palais-Royal ein, und bald saßen sie an

der Tafel in einem Salon bei Bésour; sehr anständige Leute, und sogar einige Damen speisten in ihrer Nähe. Während Guerreville seine Blicke langsam über die Personen, welche sich im Salon befanden, gleiten ließ, und Jenneval die Speisekarte prüfte, die ihm ein Kellner gebracht hatte, öffnete ein kleiner Mann die Thüre des Salons, trat lächelnd, sich die Hände reibend, ein, und verneigte sich gegen das Comptoir; dann näherte er sich dem Tische, an welchem der Doktor saß und brach in einen Ausruf des Erstaunens aus. Jenneval erhob die Augen und sah seinen Reisegefährten, Herrn Badevant, vor sich.

„Wahrhaftig! das ist schön! das ist köstlich!“ schrie der kleine Mann, indem er dem Doktor auf die Schulter klopfte. „O! die Begegnung ist kostbar! Wenn wir ein Rendezvous verabredet hätten, könnten wir uns nicht besser zusammen finden! Ich ging in dem Garten, vor der Rotunde, spazieren, ich schlenderte umher, wartete bis sich der Appetit einstellen würde, und als er sich zeigte, sagte ich zu mir: Speisen wir heute bei Bésour! Entzückt Sie hier zu finden!“

Jenneval neigte sich zu Guerreville und sagte ihm ins Ohr: „Ich wette, daß er sich vor die Rotunde in der Hoffnung hingestellt hat, um mich dort zu finden; denn es ist gebräuchlich, wenn man nach Paris kommt, daß man sich dort Rendezvous gibt, um in Gesellschaft zu Tische zu gehen. Ich hatte sein Anerbieten, mit ihm zu speisen, abgelehnt, und er

wird sich in den Kopf gesetzt haben, mich wiederzufinden; nun thut es mir leid, daß wir nicht eine Mahlzeit zu sechzehn Sous versucht haben, dann hätte Badevant vor der Rotunde Schildwache stehen müssen.“

Während der Doktor leise sprach, grüßte Badevant Herrn Guerreville mehrmals sehr tief und sagte zu jedem vorübergehenden Kellner: „Ein Couvert . . . rasch ein Couvert hieher, an die Seite dieser Herren . . . wenn es Ihnen nämlich nicht unangenehm ist, meine Herren, daß ich neben Ihnen speise.“

Diese Frage gehört zur Zahl derjenigen, auf die es fast unmöglich ist, eine verneinende Antwort zu geben; wenn man sich aber das Vergnügen macht, in Gesellschaft von einem oder zwei Freunden zu speisen, so sieht man es immer mit Widerwillen, wenn sich Ungeladene eindringen. Leute, die sich zu benehmen wissen, werden sich niemals so unerwartet in die Mitte einer Gesellschaft hineinwerfen; sie werden es vorziehen, daß man sie einlade, und sie haben auch Recht.

Guerreville verneigte sich nur mit dem Kopfe gegen Badevant, während Jenneval zu ihm sagte: „Setzen Sie sich hier, Herr Badevant, Ihre Nachbarschaft kann uns nur sehr angenehm sein.“

„Sie haben noch nicht zu speisen angefangen?“

„Nein . . . Mein Gott, wir sind auch erst vor wenigen Augenblicken angekommen. Es scheint, als wären Sie uns auf dem Fuße gefolgt.“

„O, das findet sich sehr leicht . . . Wenn es Ihnen beliebt, wollen wir zusammen speisen; man bekommt mehr Gerichte, es ist angenehmer und billiger; übrigens bezahlt Jeder für sich, das versteht sich von selbst . . . Wenn dieser Herr nämlich nichts dagegen hat . . .“

Diese Frage, von einer Verbeugung begleitet, war gegen Guerreville gerichtet, der abermals nur mit einer Bewegung des Kopfes antwortete; aber Jenneval sagte lachend: „Es sei, Herr Badevant, vereinigen wir unsere Gerichte . . . Wahrhaftig, unsere Mahlzeit wird dadurch nur größeren Reiz erhalten! . . . Wir lassen uns das Vergnügen nicht träumen, das Sie uns bereiten; aber wir sind sehr wählerisch . . . und so werde ich Sie zum Beispiel um die Erlaubniß bitten, essen zu dürfen, was mir gefällt.“

„Sehr gerne, denn ich liebe Alles, ich bin ganz und gar nicht wählerisch . . . Und dann glaube ich auch, daß Sie gerade so denken, wie ich: ich gehe zum Essen, um zu essen, nicht um etwas Besonderes zu genießen. Uebrigens, wenn man regelmäßig in einem Gasthause speist, so muß man daselbst leben wie zu Hause.“

„Das ist ganz richtig. Kellner, zuerst Burgunder.“

„Sie trinken gewöhnlich zuerst Burgunder!“ sprach Badevant mit betroffener Miene.

„Ja, ich liebe den guten Wein, und in der Regel befinde ich mich gut dabei.“

Badevant wollte nicht den Anschein haben, als hätte er eine andere Absicht; er rieb sich die Hände, indem er sagte: „Wohlan! zuerst Burgunder . . . auch ich verachte den guten Wein nicht.“

Alsdann neigte sich der kleine Mann zu Jenneval und flüsterte ihm ins Ohr: „Ist dies Herr Guerreville, der mit uns speist?“

„Er selbst.“

„O, ich habe ihn auf der Stelle wiedererkannt. Das findet sich sehr gut, da ich vor Begierde brenne, seine Bekanntschaft zu machen. Bei Tische lernt man sich schnell kennen. Sagen Sie doch, spricht er immer nur durch Zeichen mit dem Kopfe?“

„Er spricht sehr wenig, aber ich rechne darauf, daß Ihre Liebenswürdigkeit ihn gesprächig machen wird.“

„Ich werde Allem ausbieten . . . und sollte er nur im geringsten wünschen, auf die Hochzeit einer meiner jungen Cousinen zu kommen, so hat er nur darüber zu bestimmen.“

„Sie können ihm ja den Vorschlag machen.“

Jenneval zog sich zurück und nahm die Speisekarte in die Hand, die er zu prüfen schien. Guerreville schien wieder in seine Betrachtungen versunken zu sein und sich nicht mehr mit dem, was um ihn her vorging, zu beschäftigen. Badevant bot vergeblich Alles auf, um sich angenehm zu machen; er schob das Salzfäßchen, den Senstopf vor ihn hin; bot ihm zu trinken und reichte ihm ein weniger hart gebackenes Brod; alle seine Anstrengungen

halfen ihm nichts; endlich begann er Kügelchen aus weichem Brod zu formen und warf sie auf den Doktor.

„Et, mein lieber Doktor, wie sind Sie doch in die Speisekarte vertieft . . . Man sollte glauben, Sie hätten über eine Mahlzeit von zwanzig Couverts nachzudenken.“

„Herr Badevant, ich sehe nicht ein, warum drei Personen nicht eben so viel als zwanzig essen sollten, dazu noch in Paris, wo die Gastronomie ihre Altäre hat, wo die Kochkunst täglich neue Erfindungen hervorbringt; die Kenntniß der Karten in der Restauration ist von keinem geringen Werthe; es reicht nicht hin, bei einer guten Mahlzeit tapfer zuzusprechen, den Vortheil versteht am Ende der erste beste Bauer; aber es zu verstehen, die Speisen zu bestellen: dabei entwickeln sich Genie, Takt und Geschmack . . . Dieses Talent ist weit seltener als man glaubt! . . . Kellner, frische Austern!“

Badevant machte eine Bewegung auf seinem Stuhle und stotterte: „Ich halte nichts auf die Austern, ich . . .“

„Aber ich, ich halte sehr viel darauf; übrigens bestellen Sie, was Ihnen gefällt, geniren Sie sich nicht . . . Sie sind nicht gezwungen, Austern zu essen. Kellner, diesem Herrn kein Gedecke!“

„Verdammt!“ sagte Badevant bei sich, „ich werde mir doch nicht Butter und Rabieschen bringen lassen, während er Austern isst, welche man doch gemeinschaftlich bezahlt!“ Er rief dem Kellner zu:

„Se, Kellner, he! ich habe mich besonnen, ich wünsche auch Auster, wie diese Herren.“

Man setzte Auster auf, welche der Doktor mit einer Gewandtheit verschlang, die Badevant, der vergeblich alle Kräfte aufbot, ebensoviel davon zu verzehren, wie sein Nachbar, fast zum Ersticken gebracht hätte. Die Mühe, welche sich der kleine Mann gab, machte Jenneval vielen Spaß, der seine Lachlust unterdrückte und das Wort wieder nahm, als keine Auster mehr auf der Tafel waren.

„Mein lieber Herr Badevant, Sie müssen gewiß, wie ich, mitleidig lächeln, wenn Sie so einen guten Bürgersmann speisen sehen, der alle Vervollkommnungen der Feinschmeckerei zu kennen glaubt, wenn ihm seine Köchin eine Creme oder zu Schnee geschlagene Eier aufträgt.“

„Aber ich liebe die zu Schnee geschlagenen Eier sehr.“

„Kellner! Wachteln mit Cassisauce, ein Ragout von Rebhühnern mit Trüffeln, Par, Sauce anglaise . . .“

Badevant schnitt eine Grimasse und wollte den Kellner zurückhalten, indem er sagte: „Aber . . . Teufel . . . das ist ja eine Menge von Gerichten! Ragout mit Trüffeln . . . Ich bin nicht sehr für die Trüffeln . . . Wollen wir nicht etwas Anderes nehmen?“

„Nehmen Sie, was Ihnen beliebt, Herr Badevant; ich, ich lasse mir geben, was mir schmeckt.“

„Aber fragen Sie den Herrn nicht um Rath?“

„O, Herr Guerreville läßt mir hierin freie Hand. Uebrigens, ich wiederhole es Ihnen, fordern Sie, was Sie wünschen; Sie werden vielleicht Rindfleisch mit Kohl vorziehen?“

„Nein, nein, ich speise mit Ihnen!“ Und Badevant begann wieder Brodflugeln zu kneten, indem er zu sich sagte: „Ich soll mir Rindfleisch mit Kohl geben lassen und sie wollen Rebhühner mit Trüffeln! Und dann sollen wir gemeinschaftlich bezahlen. . . das wäre fein, das wäre pffiffig!“

Man brachte die verlangten Platten; der Doktor legte vor, indem er die Honneurs bei Tische machte; Badevant hatte wenig Appetit, weil er ärgerlich war und daran dachte, daß er mehr, als ihm lieb war, werde bezahlen müssen; Guerreville aß, ohne ein Wort zu sprechen; Jenneval allein führte die Unterhaltung.

„Glauben Sie mir, Herr Badevant, man kann sich bei Anordnung der Mahlzeit auf mich verlassen. Ich habe Geschmack, und dann liebe ich es, mich zu unterrichten, von Allem zu kosten, was ich nicht kenne. . . Kellner, bringen Sie uns eine Chipolata, aber vorher einen gebratenen Fasanen.“

„Einen Fasanen!“ schrie Badevant, indem er einen Sprung von seinem Stuhle machte; „Sie scherzen wohl? . . . Wir werden doch nimmermehr einen Fasanen verzehren können!“

„O, er ist nicht sehr groß. . . Ich liebe die Fasanen leidenschaftlich. Aber wenn Sie vielleicht lieber eine Gänsekeule wollen, so dürfen Sie nur

verlangen. Wir werden den Fasanen auch ohne Sie verzehren. Kellner, diesem Herrn eine Gänsekeule!"

"O nein, nein! . . . Was Teufels! ich will keine Gänsekeule . . . ich kann keine Gans leiden; ich werde versuchen, noch ein wenig Appetit für den Fasanen zu finden . . . Aber wissen Sie auch, Doktor, Sie veranstalten eine unmenschliche Fresserei! . . . Pest! welcher Appetit!"

"O, das ist noch nichts . . . ich bin heute nicht recht im Zuge; aber sobald wir das nächstemal wieder zusammenspeisen, will ich Ihnen ein Diner zusammensetzen lassen, über das Sie sich wundern werden."

"Ja, Du bist schlau, allein Du sollst mich nicht wieder fangen," sagte Badevant, die Brosamen knetend.

Man brachte den Fasanen. Jenneval verlangte Bordeaux-Lafitte, dann Champagner; manchmal wechselte er einen Blick mit Guerreville, der nur lächelte und den Kopf wegwandte, wenn er glaubte, Badevant wolle an ihn das Wort richten. Dieser wagte es nicht mehr, sich irgend eine Bemerkung gegen den Doktor zu erlauben; er entschloß sich, zu essen und zu trinken, selbst auf die Gefahr hin, sich krank zu machen.

Durch die Gewalt, die er sich anthat, für sein Geld auch genug zu verzehren, bekam Badevant so einen kleinen Hieb, welcher bei Leuten von guten Sitten nie in Trunkenheit ausartet, aber das Gespräch sehr lebhaft macht. Der kleine Mann gerieth

gerade nicht in Zorn, weil mehr darauf ging, als er beabsichtigt hatte; aber er suchte sich zu betäuben und wollte durchaus, dieses Diner sollte eine Art Bekanntschaft zwischen ihm und Guerreville herbeiführen. Man kam zum Dessert, und Badevant, dessen Wangen glühten und dessen Augen fast aus dem Kopfe sprangen, hörte nicht auf zu schwätzen, während er sich abwechselnd an Guerreville, der ihm nicht antwortete, oder an den Doktor wandte, welcher lachen mußte, wenn er ihn ansah.

„Ich bin entzückt, die Bekanntschaft des Herrn gemacht zu haben,“ sagte Badevant, indem er zum dritten Male Guerreville sein Glas zum Anstoßen hinhielt. „Ich wünschte es schon lange, der Doktor ist mein Zeuge . . . Nicht wahr, Doktor, ich habe Ihnen mehrmals in Chateau-Thierry meine Begierde bezeigt, mit Herrn Guerreville bekannt zu werden, den ich von unserem achtbaren Unterpräfekten so sehr loben hörte? . . . Es war über ihn nur eine Stimme in der Stadt, um dem Herrn die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die er verdient. Man sagte überall: O, Herr Guerreville, das ist ein sehr ausgezeichneteter Mann . . . voll Fähigkeiten . . . voll . . .“

„Und wie konnte man das Alles von mir sagen, mein Herr?“ erwiderte Guerreville achselzuckend. „Wußte man denn, wer ich war? Was konnte Ihnen den Wunsch einflößen, meine Bekanntschaft zu machen? Konnte ich nicht ein Intriguant, ein Schelm sein?“

„O, niemals! Ein Freund des Herrn Unterpräfekten! Ueberdies fieht man das ja gleich an dem Benehmen, an den Manieren . . . Nicht wahr, Doktor, noch ehe ich den Namen des Herrn wußte, sagte ich: der Mann, der das Haus von Tricot gemiethet hat, ift von gutem Stande?“

„Allerdings,“ erwiderte Jenneval lachend, „Sie hatten die beſte Meinung von Herrn Guerreville; fo fehr, daß Sie ihm fogar eines Abends eine Serenade bringen wollten. Ich erinnere mich, daß Alles bereits mit mehren Mitgliedern der bei Madame Blanmignon verſammelten Geſellſchaft in Ordnung gebracht war. Als ich eintrat, hatten ſie ſchon alle ihre Inſtrumente . . . Ich weiß nicht mehr, was Sie ſpielten, Sie, Herr Badevant?“

Der kleine Mann ſtieß den Doktor an den Fuß und an die Kniee und gab ihm durch Zeichen zu verſtehen, daß er ſchweigen ſolle. Jenneval aber, ohne daß er dies zu bemerken ſchien, fuhr fort: „Ich glaube, Sie hatten eine baſkiſche Trommel, zum wenigſten machten Sie mit dem, was Sie in der Hand hielten, viel Lärm.“

„Der liebe Doktor ſcherzt, er will immer lachen. Wir waren an jenem Abende im Begriff, eine Charade bildlich darzuſtellen . . . eine Art von Sprüchwort . . .“

„Deſſen Verfaſſer Sie ſind, nicht wahr?“

„Ich erinnere mich deſſen nicht mehr . . . Aber es iſt ſehr heiß hier . . . wollen wir nicht ins Freie gehen?“

„Gern; aber erst müssen wir bezahlen.“

Jenneval verlangte die Rechnung; sie belief sich auf sechsundsiebzig Franken.

„Just zweiundzwanzig Franken per Kopf,“ sagte der Doktor, Badevant die Rechnung hinzeigend, dieser machte ein langes Gesicht, während er Geld aus der Tasche zog, doch bezwang er sich, seine üble Laune zu verbergen. Hierauf verließen sie die Restauration, um Badevant, der nicht geneigt schien, seine beiden Tischgenossen los zu lassen, faßte den Doktor unter dem Arm und sprach: „Was beginnen wir nun? . . .“

„Nun . . . Herr Guerreville und ich, wir haben beschlossen, diesen Abend ins Theater Française zu gehen.“

„Ins Theater Française! damit bin ich einverstanden; man gibt ein Stück, das sehr gefällt . . . Ganz Paris läuft hin, es zu sehen.“

„Das ist auch meine Meinung; was mir nur im Wege steht, ist, daß ich vorher noch mit Herrn Guerreville zu einem Freunde gehen muß, der ein wenig krank ist. Es ist nicht weit von hier . . . Allein ich fürchte, wir finden dann keinen Platz mehr, wenn Sie nicht etwa die Güte haben wollten, sogleich ins Theater zu gehen, um uns Platz zu halten.“

„Sehr gern . . . Ich gehe sogleich . . . Wo wollen Sie den Platz haben? . . .“

„Nun . . . auf dem Balkon . . .“

„Auf dem Balkon, sehr gut . . . Ich verspreche

Ihnen, Sie sollen zwei Plätze finden... Ich werde meine Handschuhe hinlegen... mein Sacktuch... Ich werde sogar der Schließerin sagen, sie solle kleine Bänke hinstellen... Dann werde ich das Vergnügen haben, den Rest des Abends in Ihrer Gesellschaft zuzubringen. Ich fliege in das Theater Française... auf den Balkon, das ist abgemacht... und erwarte Sie dort..."

Badevant lief eiligst durch den Garten hin, indem er Jedermann umrannte, um schneller ins Theater Française zu gelangen; während Jenneval und Guerreville sich von der Seite der Boulevards abwandten, und der Doktor noch lachend sagte: „Ich glaube nicht, daß er noch einmal Lust bekommen wird, unser Mittagsmahl mit uns zu theilen... Ich hoffe, mein lieber Herr Guerreville, daß Sie meinem Benehmen in dieser Angelegenheit Ihre Beistimmung geben werden?“

„O! vollkommen. Ihr Herr Badevant ist ein unausstehlicher Mensch; ich danke Ihnen, daß Sie mich von ihm befreit haben.“

„Ich stehe nicht dafür, daß wir ihn für immer los sind. O! der kleine Mann ist hartnäckig, eigenfinnig... Aber dann werden wir schon sehen, um noch andere Mittel zu finden.“

Der Doktor begleitete hierauf Guerreville nach seiner Wohnung, welcher ihm beim Fortgehen nachrief: Vergessen Sie den armen Wasserträger nicht!...

### Drittes Kapitel.

Nachrichten von Bizine.

Den andern Nachmittag kam Jenneval zu Guerreville, der ihn mit Ungeduld erwartete.

„Ich habe Ihren Auftrag vollzogen, sprach der Doktor, doch ich bedaure, Ihnen nichts Genügendes berichten zu können . . .“

„Ist Jerome etwa kränker geworden?“

„Nein; es scheint im Gegentheile, daß er wieder hergestellt, da er aus seiner Wohnung ausgezogen ist. Der Wasserträger mit seiner Tochter ist fort; und der Portier, der mir wie eine schmutzige Bestie vorkam, hat mir nicht sagen können, wohin sie gegangen sind . . . Sie sind fort, sagte er mir; ich weiß nicht, wo sie sind. Ich war kein Freund von dem Wasserträger, und da diese Leute niemals weder Briefe noch Besuche erhielten, so hatte ich auch nicht nöthig, sie zu fragen, wohin sie gingen . . . Das ist alles, was ich aus diesem Menschen herausbringen konnte.“

„So werde ich also wahrscheinlich diesen armen Auvergnaten niemals wieder sehen . . . Das betrübt mich sehr . . . Besonders bedaure ich, nicht mehr für ihn, für sein Kind gethan zu haben . . . Doch er befindet sich jetzt wohl; er wird seinen Lebensunterhalt verdienen können; er wird glücklich sein, ich hoffe es! . . . Er hat eine Tochter, die ihn sehr liebt! Sie haben nie ein Kind gehabt, Doktor!“

Sie können sich keinen Begriff von dem Glücke machen, das einen Vater durchdringt, wenn er sich von einer zärtlich geliebten Tochter wieder geliebt sieht! . . .“

„Ich begreife, daß dies ein sehr reiner, hoher Genuß sein muß! . . . Wie viel trübe Stunden bringt es aber auch, wenn man seine Kinder verliert . . . oder wenn sie uns verlassen! . . .“

Guerreville zitterte und ging tief bewegt im Zimmer auf und ab. Der Doktor sah, daß er den wunden Fleck seines Freundes getroffen hatte; er hielt inne, und ging rasch in der Unterhaltung auf einen andern Gegenstand über.

„Apropos, ich habe unsern Freund von gestern wieder gesehen . . . O! ich bin ihn noch lange nicht los. Mit Tagesanbruch kam er zu mir gelaufen, um zu erfahren, was gestern aus uns geworden wäre: er behauptet, dadurch, daß er lange Zeit zwei Plätze für uns aufbewahrte, hätte er beinahe zwei Duelle bekommen, und daß ich mich dann nothwendiger Weise für ihn hätte schlagen müssen. Aber endlich ist alles glücklich abgelaufen; und Badevant, den ich ein wenig auf mich aufgebracht glaubte, trägt mir nicht den geringsten Groll nach: weit entfernt davon, hat er sogar schon Kranke für mich gefunden; er bat mich, in zwei Häuser zu gehen, in denen man, wie er sagte, meiner Dienste bedarf. Ein Arzt darf niemals einen Kranken abweisen, und Sie begreifen, daß durch dieses Mittel Badevant im Stande ist, mich bei allen seinen

Bekanntem einzuführen. So werde ich es denn versuchen, wenigstens allein die Langeweile dieses Bündnisses zu ertragen und diesem Herrn bemerklich zu machen, daß Sie kein Verlangen nach seinen Besuchen tragen. Heute, hoffe ich, werden wir allein speisen können und kein Ungelegener soll uns stören, dann werden Sie nachdenken und ich meine Beobachtungen nach Belieben anstellen können. Wenn Sie wollen, so wagen wir es heute, in einer Restauration für fünfundzwanzig Sous zu speisen . . . Auf die Gefahr hin, nachher noch wo anders zu essen, wenn wir nicht satt sein sollten.“

„Ich habe Ihnen schon gesagt, Doktor, daß ich ganz zu Ihren Diensten bin.“

Als die beiden Freunde fortzugehen im Begriffe waren, trat Georg herein und meldete, es sei ein Herr da, der Herrn Guerreville seine Aufwartung zu machen wünsche; und bevor dieser noch Zeit hatte, zu antworten, trat der Besuchende, der dem Bedienten wahrscheinlich auf dem Fuße gefolgt war, in den Salon, indem er schon im Vorzimmer ausrief: „Ah, guten Tag, Herr Guerreville . . . Wie steht es mit Ihrer Gesundheit? Wie erfreut bin ich, Sie anzutreffen . . . Ich fürchtete, Sie würden schon ausgegangen sein . . . Meine Frau sagte mir: halte Dich ja nicht bei allen Karrikaturenhändlern auf; ~~ich~~ Hebe nämlich sehr die Karrikaturen . . . Meine Frau und meine Tochter Agathe, Ihre Pathe, haben mir aufgetragen, Sie ihrer Anhänglichkeit zu versichern.“

Während dieser Herr sich so breit erkundigte, bot ihm Guerreville einen Stuhl an und der Doktor betrachtete ihn neugierig.

Der Neuangekommene war ein Mann von einigen fünfzig Jahren, an der Seite hatte er blondes und nach der Mitte zu etwas dunkleres Haar, was keinen Zweifel übrig ließ, daß er eine Perücke trug. Es war eine von jenen gefälligen Physiognomien, die man kaum ansehen kann, ohne die Laçhlust zu verspüren: ein sehr zufriedenes Aeußeres, ein Zucken des Mundes, der immer bereit schien, einen Witz los zu lassen, und eine Nase, die immer auf dem Punkte zu stehen schien, zu niesen. Dies war Herr Grillon, der Gatte der Dame, welcher Guerreville auf dem Boulevard begegnet war, und mit der er eine so lange Unterhaltung gehabt hatte.

Guerreville erwies Grillon alle gebräuchliche Artigkeiten, und wollte ihn eben fragen, was ihm das Vergnügen verschaffe, ihn bei sich zu sehen; aber dieser ließ ihm nicht die Zeit dazu. Grillon hatte die Gewohnheit, niemals auf das zu antworten, was man ihn fragte; er sprach in einem fort, ohne auf den Andern zu hören. Diese Art des Benehmens kommt im gewöhnlichen Leben sehr häufig vor, da fast Alle, die gern das große Wort führen, um den Faden der Unterhaltung nicht zu verlieren, es für das Beste halten, die Andern gar nicht zu Worte kommen zu lassen.

Es gibt solche Leute, welche dies mit vollem Bewußtsein thun, indem sie sich einreden, das, was

sie sprechen, sei tausendmal mehr werth, als das, was sie hören.

Andere thun es aus Zerstreuung, da sie niemals gehört haben, was ihr ihnen sagt, wenn dies in keinem Zusammenhang mit dem steht, was sie erzählen.

Wiederum Andere thun es aus Rohheit und Mangel an Lebensart, aus Unverschämtheit, aus dem Bedürfnis zu schwätzen. Man wird meistens bemerken, daß die Leute, welche es nicht verstehen, Andere anzuhören, oder die es nicht verstehen wollen, immer eine starke Dose Eigenliebe besitzen, welche ihre Gesellschaft sehr langweilig macht.

Grillon war von seiner Liebenswürdigkeit überzeugt, und dies war bei ihm ein Grund, der ihn zu hören verhinderte, und die Ursache, warum er immer mit dem beschäftigt war, was er sagte, oder sagen wollte.

Er nahm einen Stuhl, während er sich umsah, wo er seinen Hut und Stock ablegen sollte; endlich entschloß er sich, beide zwischen den Beinen zu halten und Guerreville die Hand zu reichen, indem er ausrief: „Wie bin ich doch erfreut, Sie zu sehen! . . . den lieben Herr Guerreville! . . . Es ist schon ziemlich lange, daß Sie Paris verlassen haben! . . .“

„Ja, mein Herr . . . Ich bin indeß mehre Male hier gewesen, ohne daß Sie mich gesehen haben.“

„O! es sind wohl zwölf Jahre, die Sie ab-

wesend waren... O! O! wir sind alte Bekannte...  
Ich finde Sie nicht verändert . . ."

"Sie sind sehr gütig... Aber ich habe im Gegentheile stark gealtert . . ."

"Ich habe mich eben so wenig verändert, ich, und ich habe noch immer vortrefflichen Appetit . . . und meine Frau, wie haben Sie die gefunden? . . . he! — Aber ich . . . Sie war einmal sehr schön... meine Frau . . . ausgezeichnet schön! Meine Tochter ist ihr sehr ähnlich . . . und mir auch . . . Sie haben Agathe gesehen . . . Ihre Pathe . . . Ein charmanter Kind . . . Ein Ausbund von Geist . . . Sie beißt überall an . . . wie ihre Mutter . . . Wir haben ihr eine glänzende Erziehung geben lassen, Musik, Zeichnen, Tanz . . ."

"Ich habe das Vergnügen gehabt, meine Pathe zu sehen. Sie ist sehr gut und hat eine sehr sanfte Miene."

"Und dann die Moded Sprachen, Italienisch, Englisch! . . . Sie weiß Alles, hören Sie! Man hat nur ein Kind; man ist stolz darauf, das ist natürlich; und die eine Tochter, die ich habe, ist mir ordentlich vom Himmel geschickt; erinnern Sie sich noch? Ich war auf Reisen. Ich hatte meine Frau krank zurückgelassen, das heißt, sie war in gesegneten Umständen. Sie hatte es gar nicht vermuthet, ich noch viel weniger; und als ich nach Verlauf eines Jahres zurückkam, wie war ich erstaunt und entzückt, Vater zu sein!"

"Und Ihre Geschäfte, Herr Grillon, die haben sie aufgegeben, wie ich glaube?"

„Leider habe ich seitdem keine Kinder mehr bekommen können; ich habe nur diese Tochter... ich hätte mir auch einen Knaben gewünscht. Doch... was wollen Sie?... Der Mensch denkt!... und Sie, Herr Guerreville, haben Sie Kinder?“

„Ja, mein Herr, ich habe eine Tochter, aber sie wohnt weit von Paris.“

„Sie wissen nicht, warum ich gekommen bin, aber ich will es Ihnen sagen. Erstens, um das Vergnügen zu haben, Sie zu sehen... und dann, da wir wünschen, Ihre Bekanntschaft zu erneuern, so wollen wir Sie bei Tische haben... Sie haben es gestern meiner Tochter abgeschlagen... obgleich sie Ihre Pathe ist...“

„Mein Herr, es war mir unmöglich, es anzunehmen.“

„Deshalb sagte mir meine Frau: Grillon, gehe Du selbst, Herrn Guerreville einzuladen; er hat es vielleicht abgeschlagen, weil Du Deine Tochter nicht begleitet hast.“

„O! ich bitte Sie, zu glauben, daß dies nicht der Fall war... — Ich ging sogleich aus, und da haben Sie mich. Ich komme, Sie selbst um einen Tag zu fragen... welchen Sie wollen... es ist uns ganz gleich... wir diniren alle Tage... lassen Sie hören, wenn es Ihnen am liebsten ist.“

„In der That, Herr Grillon, ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie sich hieher bemüht haben... Aber ich befinde mich nicht recht wohl... Sie sehen hier sogar meinen Arzt...“

„Nun gut! übermorgen, ist es Ihnen da genehm? . . .“

„Ich habe die Ehre, Ihnen zu sagen, daß ich durchaus nicht aufgelegt bin, in der Stadt zu speisen, und . . .“

„Oder Sonnabend, wenn es Ihnen lieber ist, denn uns ist es ganz gleich. Allein . . . ich gehe nicht hinweg, ohne Ihr Versprechen zu haben.“

Guerreville sah, daß es kein Mittel gab, der Einladung Grillon's zu entgehen. Vielleicht sagte ihm auch eine geheime Stimme, daß er der ihm erwiesenen Freundschaft wenigstens Dankbarkeit schuldig sei. Diese Rücksichten bestimmten seinen Entschluß und er erwiderte: „Nun wohl, mein Herr, heute über vierzehn Tagen werde ich das Vergnügen haben, bei Ihnen zu speisen.“

„Heute über vierzehn Tagen, das ist ein wenig lang . . . doch das macht nichts. Sie haben es zugesagt und wir werden dafür sorgen, daß Sie Ihre Zusage nicht vergessen . . . Ich werde die Ehre haben, Sie wieder zu sehen.“

„O, Sie können auf mich rechnen.“

„Und dann wird Sie auch Ihre Pathe besuchen, die lustige Agathe. Sie liebt ihren Pathen sehr, sie spricht uns den ganzen Tag über von nichts Anderem, als von ihrem Pathen; dies ist wahr, und wenn sie es nicht thut, so spricht meine Frau von Ihnen. Sie ist sehr schön gewesen, meine Frau . . . Adieu, Herr Guerreville; ich gehe, denn die Speisestunde rückt heran und ich bin sehr pünkt-

Ich . . . Also, heute über vierzehn Tage. Haben Sie unsere Adresse?"

„Ja, mein Herr, Ihre Frau Gemahlin hat sie mir gegeben.“

„Halt, hier ist sie . . . und Punkt fünf Uhr, wenn es Ihnen gefällig ist . . . Uebrigens wird meine Tochter noch die Ehre haben, Sie zu besuchen . . . sie spricht von nichts als von ihrem Pathen.“

„Ich habe die Ehre, Sie zu grüßen, mein Herr. — O, Agathe liebt Sie sehr! Recht guten Tag, mein Herr Guerreville, entzückt, Ihre Bekanntschaft erneuert zu haben . . . Punkt fünf Uhr!“

Grillon ging; der Doktor betrachtete lächelnd Guerreville und sagte zu ihm: „Sie haben wohl gethan, diese Einladung anzunehmen, sonst wäre wahrscheinlich der Vater, die Mutter und Ihre Pathe Eins ums Andere gekommen, Sie von Neuem aufzufordern.“

„Ja, ich mußte nachgeben; aber Sie sehen es, Doktor, selbst in Paris ist man nicht immer Herr, zu thun was man will; man muß wider Willen in Gesellschaft gehen.“

„Da Sie Jemand in dieser Stadt suchen, so werden Sie ihn sicher nicht finden, wenn Sie in der Zurückgezogenheit leben.“

„Sie haben Recht . . . Aber es gibt Häuser, wohin ich nie zurückzukehren wünschte.“

„Es scheint indes, daß die Familie Grillon große Anhänglichkeit für Sie hat?“

„Doktor, haben Sie noch nie bemerkt, daß die

Zuvorkommenheiten und die großen Freundschaftsbezeigungen gewisser Leute uns mehr abstoßen als anziehen?"

„O, wohl, leider! Ich habe es schon oft empfunden . . . Gerade deshalb muß man nie mit Gewalt Freundschaft oder Liebe erringen wollen: dies sind Gefühle, die ganz von selbst kommen müssen, ganz natürlich, und welche zurückweichen, wenn man auf sie eindringt. Aber wollen wir nicht in die Restauration gehen, in der man für fünfundzwanzig Sous speist?"

„Sehr gern.“

In dem Augenblicke, da die Herren den Salon verlassen wollten, öffnete Georg die Thüre und sagte: „Herr Julius ist da und bittet Herrn Guerreville um die Erlaubniß, ihm zwei Worte sagen zu dürfen.“

„Noch Einer!“ rief Guerreville, indem er eine ungeduldige Bewegung machte; „wird man mich denn keinen Augenblick in Ruhe lassen?"

„Wenn ich Sie vielleicht genire,“ sprach der Doktor, „will ich in ein anderes Zimmer gehen.“

„Nein, bleiben Sie . . . Nun gut, wo ist dieser Herr Julius? Ich will ihn hören, er soll eintreten.“

Georg kehrte zu dem jungen Mann zurück, der im Vorzimmer wartete, und bald näherte sich Julius schüchtern dem Salon, wo die finstere Miene und der ärgerliche Ton, womit Guerreville ihn empfing, ihm das Blut in die Wangen trieben.

„Was wollen Sie von mir, mein Herr?“

„Mein Herr, ich bitte Sie recht um Verzeihung, wenn ich mir schon so bald die Freiheit genommen habe, wieder zu kommen und Sie zu stören.“

„Was gibt es denn?“

„Ich wollte Ihnen sagen, da Sie zu wünschen schienen, zu erfahren . . . Es ist . . .“

„Sprechen Sie deutlicher, mein Herr, ich verstehe Sie nicht.“

Der arme Julius war durch diese Worte ganz außer Fassung gebracht; er schlug die Augen nieder, murmelte einige unverständliche Worte und wußte nicht, ob er bleiben oder sich zurückziehen sollte. Der Doktor, gerührt durch die Verlegenheit des jungen Mannes, näherte sich Guerreville und sagte ganz leise:

„Der arme Bursche, er weiß gar nicht mehr, wo er ist; er sieht sehr schüchtern aus und Ihr Empfang hat ihn so verwirrt, daß er gar nicht mehr weiß, was er sagen wollte.“

Guerreville wandte sich um, betrachtete Julius und drückte dann dem Doktor die Hand, indem er sagte: „Sie haben Recht, ich bin ungerecht, ich habe Unrecht.“ Und sich Julius nähernd, welcher eine sehr weinerliche Miene machte, klopfte er ihm auf die Schulter und sagte in weit sanfterem Tone zu ihm: „Nun gut, lassen Sie hören, mein Freund, was haben Sie mir zu sagen . . . Was wünschen Sie von mir?“

Die Stirne des jungen Mannes heiterte sich

auf und er antwortete in einem Zuge: „Mein Herr, ich habe Ihnen von Herrn Tristepatte, Professor der Deklamation, erzählt, und Sie haben die Güte gehabt, mir zu versprechen, einmal zu ihm zu gehen, um mich zu hören, damit Sie über meine Anlagen für das Theater urtheilen könnten. Ich wollte Ihnen nun sagen, mein Herr, daß übermorgen in der Mittagsstunde dort eine große Lektion statt findet: man wird Fragmente aus Zaire und aus der Schule der Alten spielen, damit die Zöglinge um so leichter beurtheilt werden können. Ich soll eine bedeutende Rolle spielen, und wenn Sie kommen könnten, um mich zu hören . . .“

„Gut, ich werde kommen, Herr Julius, da Sie es wünschen.“

„Ah, mein Herr, es wird mich sehr glücklich machen. Sie wissen doch die Adresse des Herrn Tristepatte, Rue du Petit-Hurlleur?“

„Ja, Sie haben sie mir gegeben; ich hoffe, Sie werden es nicht übel nehmen, wenn dieser Herr mit mir kommt, wenn es ihm seine Zeit erlaubt.“

„O, ganz im Gegentheil, mein Herr, bringen Sie so viele Leute mit, als Sie wollen. Es wird meinem Professor sogar noch große Freude machen; er empfiehlt es uns stets, unsere Bekannten mitzubringen, weil diese dann ein Publikum bilden und wir uns dadurch gewöhnen, vor den Leuten zu spielen; und wenn unsere Freunde nicht kommen, so holt er die Nachbarsleute und die Portiers aus der Nähe herbei, weil diese doch immer ein kleines

Publikum ausmachen; aber wenn Sie etwa zu uns kämen, so werden Sie doch meiner Mutter und meinem Vater nichts davon erzählen?"

"Sein Sie unbesorgt; Sie haben mir Ihr Vertrauen geschenkt und ich werde dasselbe nicht missbrauchen."

"Also übermorgen, mein Herr."

"Ja, Herr Julius."

"Ich bitte Sie tausendmal um Verzeihung, daß ich mir die Freiheit genommen, Sie zu belästigen. Ich wollte nur das Vergnügen haben, Sie davon zu benachrichtigen."

"Das ist sehr schön von Ihnen; auf Wiedersehen."

"Meine Herren, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen!"

Julius entfernte sich fast rücklings, um sich noch mehrmals verbeugen zu können; als er fort war, rief Jenneval: „Dieser junge Mann gefällt mir sehr; seine Manieren haben noch die Frische, die Schüchternheit der Jugend. Was ich aber nicht begreifen kann, ist, daß er Sie bittet, seinen dramatischen Versuchen beizuwohnen, und daß Sie ihm versprochen haben, hinzukommen, um den Unterricht des Herrn Tristepatte mit anzuhören.“

"Was wollen Sie, Doktor? Ich hatte ohne Zweifel einige Gründe, es diesem jungen Manne nicht abzuschlagen. Seine Mutter hat mir ihn dringend empfohlen; aber er ist leidenschaftlich für das Theater eingenommen, und ich fürchte, er möchte

dadurch seine Zukunft gefährden. Wenn Sie übermorgen zur angegebenen Zeit nichts Besseres zu thun haben, und Sie zu diesem Lehrer in der Deklamation mit mir kommen wollen . . .“

„O, ich acceptire Ihr Anerbieten von ganzem Herzen. Zaire und die Schule der Alten in der Rue du Petit-Hurler vorzutragen zu hören, muß sehr interessant sein, und für alles Geld der Welt würde ich diese Gelegenheit nicht unbenützt vorübergehen lassen. Ich habe im Conservatorium bisweilen die Schüler der Deklamationsklasse gehört, aber ich bin überzeugt, bei Herrn Tristepatte muß es noch weit komischer sein. Indes, wollen wir nicht zum Essen gehen?“

„Beilen wir uns, es könnte sonst noch ein Besuch kommen.“

Guerreville und der Doktor schlugen ihren Weg nach dem Quartier Latin ein, und fanden bald eine Restauration zu fünfundzwanzig Sous.

Sie traten in einen weiten, mit Tischen besetzten Saal, zwischen welchen nur so viel Raum übrig blieb, daß sich eine Person mit genauer Noth durchdrängen konnte; fast alle Tische waren besetzt, und oft sogar von mehren Gesellschaften. Es ließ sich eine fortwährende Bewegung von Schüsseln, Tellern und Marqueuren wahrnehmen; das Geräusch der Gabeln, Gläser und Rinnbacken scholl einem wie Bienengesumme vor den Ohren; von allen Seiten des Saales hörte man fortwährend den Ausruf wiederholen: „Brod! Kellner, hieher Brod!“

Nicht ohne Mühe fand der Doktor zwei Plätze mitten an einem Tische, an welchem zwei junge Leute saßen, von welchen der eine einen mächtigen Bart à la Franz I., der andere einen Knoten an der Halsbinde hatte, der noch breiter war, als sein Hut. Der Erstere stritt sich mit dem Marqueur.

„Ich habe eine Portion Creme bei Ihnen bestellt.“

„Mein Herr, es ist keine mehr vorhanden.“

„Ich habe sie schon längst bestellt.“

„Mein Herr, es war keine mehr da.“

„Schon seit acht Tagen hat es keine mehr gegeben, zu welcher Stunde ich sie auch verlangen mag. In diesem Fall muß man ein- für allemal erklären, daß keine mehr bereitet werden . . . Oder wenn Sie etwa zwei Dußend Portionen davon bereit halten für die zweihundert Menschen, welche hier speisen, das ist eine saubere Wirthschaft. Ich werde nicht mehr hier speisen . . . und alle meine Freunde werden es machen wie ich. Wir werden anderswohin gehen und Ihr Etablissement wird ruiniert sein! . . . denn wir haben Sie empor gebracht und wir werden Sie auch wieder herunterbringen, wenn es uns beliebt . . .“

Während er diese Worte sprach, erhob sich der junge Mann rasch, warf seine Serviette zornig auf den Tisch und ging mit drohender Miene davon, indem er noch einige Worte, wie: Sawirthschaft und elende Aneipe! vor sich hinhurmelte.

„Sehen Sie nur, wovon das Glück abhängt,“

sagte der Doktor. „Da steht eine Anstalt am Rande des Verderbens, einer kleinen Portion Creme wegen . . . Revolutionen haben zuweilen keine tieferen Ursachen.“

„Pah!“ sagte der Kellner, das Couvert des jungen Mannes, der eben fortgegangen war, wieder aufhebend; „er wird schon morgen ganz zufrieden wieder kommen. Wenn man auf alles das hören wollte, was die Leute verlangen, man müßte noch Geld zu ihrem Essen beilegen . . . Was befehlen die Herren? Es gibt nur noch Boeufsteaks, Kalbfleisch à la bourgeoise und Spinat.“

„So bringen Sie uns Spinat, Kalbfleisch und Boeufsteaks.“

„Sehr wohl, die Herren sollen sogleich bedient werden.“

Während man für sie deckte und sie sich über das Mittagsbrod für fünfundzwanzig Sous her machten, vergnügte sich der junge Mann mit dem großen Knoten an dem Halstuch damit, den Inhalt einer Pfefferbüchse in einen Senstopf zu schütten; dann warf er eine Handvoll Salz in eine Wasserflasche und versuchte es, Brodkügelchen in eine Delflasche zu bringen.

„Errichtet doch menschenfreundliche Anstalten,“ sagte Jenneval, „um dafür so belohnt zu werden. Alle diese jungen Leute würden sehr in Verlegenheit gerathen, wenn es keine billigen Gastwirths gäbe. Hier bekommen sie für fünfundzwanzig Sous eine Suppe, drei Schüsseln zur Auswahl oder auch noch

mehr, eine Flasche Wein und Brod nach Belieben, das sie auch nicht schonen; und in der That, es ist Alles genießbar, besonders wenn man Appetit hat, der diesen Leuten nicht zu fehlen scheint. Und dabei ist es ihre Lust, Pfeffer und Salz zu vermengen, den Senf und das Del zu verderben, kurz demjenigen, der es unternommen hat, sie für weniges Geld satt zu machen, allen möglichen Schaden zuzufügen. Thut den Menschen nur Gutes und glaubt an ihre Erkenntlichkeit! . . .“

Guerreville schüttelte das Haupt und stieß einen leichten Seufzer aus. Während dem Essen durchlief er mit den Blicken den Saal, prüfte alle Gesichter und versank dann wieder in seine Betrachtungen, welche der Doktor niemals zu unterbrechen suchte, weil Guerreville sehr traurig schien; denn Jenneval hatte auch den Grundsatz, daß man die Leute nicht zwingen könne, heiter zu sein, und um sie zum Lachen zu bringen, müsse man den passenden Augenblick zu wählen wissen.

In den Restaurationen, in denen man für feste Preise speist, wird man sehr schnell bedient; es scheint sogar, daß man Alles, was verlangt wird, Schlag auf Schlag bringe, damit man sich gedrungen sieht, sich zu beeilen und Andern Platz zu machen.

Der Doktor und Guerreville hielten sich nicht lange bei dem Speisewirthe auf, sie gingen fort, der Eine nachdenklicher und trauriger als er gekommen war, der Andere, indem er sagte: „Es

ist gar nicht übel hier, aber ich werde doch nicht wieder kommen."

Nachdem sie einige Zeit stillschweigend neben einander hingegangen waren, sagte Jenneval endlich zu seinem Begleiter: „Sie scheinen mir diesen Abend noch trüber gestimmt, als am Morgen; sollten Sie vielleicht bei dem Speisewirth Jemand gesehen haben, der Ihren Kummer erregt hätte?“

„Nein, Doktor, nein! Ach! wollte der Himmel, ich wäre denen begegnet, die ihn kennen, welche Schuld daran sind; aber nichts, immer nichts, und das bringt mich in Verzweiflung. Vergebens gehe ich überall hin, vergebens erkundige ich mich und durchrenne diese Stadt, kein Zeichen bringt mich auf die Spur derjenigen, die ich suche. Manchmal, Sie haben es gesehen, versuche ich zu lächeln, mir Muth zu machen, sogar mich zu zerstreuen; doch wenn Sie wüßten, wieviel mich das kostet! In der Tiefe meines Herzens habe ich immer denselben Schmerz, dieselbe Rückerinnerung; und endlich, wenn ich es müde werde, mich zu zerstreuen, dann ist es mir Bedürfnis, zu träumen, zu seufzen, mich ungestört meinem Unglücke hinzugeben! Adieu, Doktor! Adieu, morgen sehen wir uns wieder.“

Jenneval versuchte es nicht, Guerreville zurückzuhalten; er wußte, daß schlecht angebrachte Trostgründe belästigen und nicht beruhigen; er ließ seinen Freund allein nach seiner Wohnung zurückgehen und sagte zu sich: „Warten wir, bis er mir sein Ver-

trauen schenkt, dann erst will ich es versuchen, seine Schmerzen mit ihm zu theilen.“

Den andern Tag, in aller Frühe, kehrte Guerreville, der sehr bald ausgegangen war, um ein von seiner Wohnung ziemlich entferntes Stadtviertel zu besuchen, eben von dort zurück, als ein Ausruf, der in seiner Nähe erscholl, und von einem sehr starken Geräusche begleitet wurde, seine Aufmerksamkeit auf sich zog.

Ein Wasserträger blieb vor Guerreville stehen und setzte so hastig die beiden Fässer, die er trug, auf dem Pflaster nieder, daß ein Theil des von ihnen enthaltenen Wassers herausfloß und einen See zu seinen Füßen bildete. Dieser Mann betrachtete Guerreville mit einem schwer zu beschreibenden Ausdruck der Freude und des Glückes; er wollte sprechen, aber seine Bewegung war so stark, daß er nur die abgebrochenen Worte hervorbringen konnte: „Er ist es . . . Ach! mein Gott! . . . er ist es . . . welche Wonne . . . vor Entzücken . . . vor . . . wie freue ich mich.“

„Es ist Jerome!“ rief zu gleicher Zeit Guerreville, der den Wasserträger wieder erkannte, und reichte dem Auvergnaten die Hand, der sich Anfangs zu fürchten schien, sie zu ergreifen, sie dann achtungsvoll ergriff, und endlich mit einer Kraft drückte, daß er sie fast gebrochen hätte.“

„Ja, ich bin's, mein Herr . . . mein Herr, mein Wohlthäter.“

„Lassen Sie das, Jerome, es war ja nur ein schwacher Dienst.“

O! was Sie gethan haben, das war ein großer Dienst, Sie haben mich von der Noth, von dem Elend gerettet, von dem Teufel und seinem Gefolge, das bei mir war. O! Sie sind mein theurer Wohlthäter! Sehen Sie, Ihre Hülfe hat mir die Ruhe wiedergegeben, und mit dieser ist die Gesundheit sehr schnell zurückgekehrt. Ach Gott! wie arm waren wir!... obgleich ich noch zu lachen versuchte, um meine arme kleine Zizine nicht zu betrüben!... o! als sie mir Alles das brachte, was Sie in Ihre Schürze gethan hatten... Sie war auch so glücklich, das liebe Kind, und dann wünschte sie sehr, Ihnen zu danken, besonders, da sie sah, wie ich vor Freude weinte.“

„Stille, stille, Jerome, lassen wir das!“

„O nein, mein Herr, ich muß mir Luft machen! Wie lange ist es schon, daß ich wünschte, Sie zu treffen, um Ihnen meine Dankbarkeit zu bezeigen. Sehen Sie, es ersticke mich fast, das Alles auf meinem Herzen zu behalten. Verzeihen Sie mir, wenn ich mir erlaube, so mit Ihnen auf der Straße zu sprechen. Aber ich kann Sie ja sonst nirgends sehen.“

„Jerome, ich bin nicht von den Leuten, welche sich etwas zu vergeben glauben, wenn sie mit einem Wasserträger sprechen, einem Handwerker die Hand drücken. Ich habe viele Leute gesehen, welche die Gleichheit in ihren Schriften predigen und doch für ihre Untergebenen sehr unzugänglich waren; ich aber, der ich nicht predige, der ich Niemand zu befehlen hoffe, habe nie begreifen können, wie man darüber

erröthen kann, mit einem anständigen Manne zu sprechen, von welchem Stande er auch immer sein mag. Auch ich freue mich, Sie wieder getroffen zu haben, denn mehr als einmal habe ich an Sie gedacht. Ihre Lage, Ihre Zärtlichkeit für Ihr Kind hat mich lebhaft interessirt, und sind Sie nun glücklicher?"

„Glücklich! O Gott! mein Herr . . . wie man will. Auf eine Art bin ich freilich glücklich, weil ich mich jetzt wohl befinde und mir meinen Lebensunterhalt verdienen kann; aber von der andern Seite bin ich nicht mehr so vergnügt, wenn ich nach Hause komme, weil ich dann meine Kleine nicht mehr vorfinde, die ich so gerne auf meinen Knien wiegte und schwätzen hörte.“

„Wie! Sie haben Ihre Tochter nicht mehr?"

„Ich will Ihnen das erklären, wenn Sie es mir gütigst erlauben wollen. Als Sie mir soviel Geld gegeben hatten, um meinen Wirth zu bezahlen, erfüllte ich auch gleich diese Pflicht; aber er ließ mir durch seinen elenden Schußflicker von einem Portier sagen, daß ich am Termin nichtsdestoweniger ausziehen müsse, weil er seine Wohnung brauche. Ich sagte, das ist mir ganz gleich, da er mir nunmehr meine Möbel nicht mehr zurückbehalten kann; ich werde wohl immer noch eine eben so hübsche Bodenkammer finden, und sobald ich wieder auf den Füßen war, was nicht mehr lange währte, so machte ich mich auf, eine andere Dachstube zu suchen; ich fand sie, wie ich sie wünschte, in einem schönen Haus

der Rue St. Honoré, dessen Portier ein guter Mann  
 ist, der die armen Leute nicht roh behandelt. Nach  
 Verfluß von zehn Tagen waren wir in unserm  
 neuen Lokale im sechsten Stocke eingerichtet, zu  
 dem wenigstens eine ordentliche Treppe führte, auf  
 der man nicht zu befürchten hatte, den Hals zu bre-  
 chen. Meine kleine Zizine ging oft hinunter, sei es  
 zur Fruchthändlerin, oder um ein wenig mit den  
 Kleinen des Portiers, die mit ihr von gleichem Al-  
 ter waren, zu spielen. In dem ersten Stock wohnte  
 damals zufällig ein Fräulein mit ihrer Mutter. O!  
 es waren sehr reiche Leute, Leute von Stande!...  
 Trotzdem fiel dem Fräulein meine Zinzinette, wenn  
 sie diese auf der Treppe sah, auf. Sie wissen doch,  
 mein Herr, daß sie sehr artig ist, das liebe Kind,  
 daß sie ein so vernünftiges, so bedächtiges Wesen  
 hat, als wenn sie zwanzig Jahre alt, als wenn sie  
 gar nicht mehr so klein wäre. So fing denn das  
 Fräulein aus dem ersten Stocke an, sich mit Zizine  
 zu unterhalten, und mit ihren Antworten zufrieden,  
 ließ sie dieselbe zu sich ins Zimmer kommen, gab  
 ihr Zuckersachen, Kuchen, kleine Häubchen; endlich  
 kam es so weit, daß das Fräulein nicht mehr einen  
 Tag leben konnte, ohne die Kleine zu sehen und  
 daß Zizine den ganzen Tag bei ihr zubringen mußte.  
 Ich wußte dies, und Sie begreifen, daß ich darüber  
 nicht böse sein konnte, denn ich sagte mir: das liebe  
 Kind befindet sich besser im ersten Stocke, als im  
 sechsten! Und alle Tage kam die Kleine mit neuen  
 Geschenken herauf, welche die guten Damen ihr ge-

macht hatten. Eines Tages ließen sie denn endlich auch mich bitten, zu ihnen hereinzukommen: das machte mich Anfangs ein wenig stutzen; aber das ist gleich, ich zog mich sauber an und begab mich zu Madame Dolbert, dies ist der Name die'er Dame. Man ließ mich eintreten; ich fand die Mutter und die Tochter, und dann, wie gewöhnlich, meine Zin- zinette, welche mit zwei oder drei Puppen spielte. Die alte Dame (denn es ist eigentlich nicht die Mutter, sondern die Großmutter von Fräulein Ste- phanie, welche außer ihr keine Verwandte mehr hat) die alte Dame näherte sich mir und sagte: „„Jerome, meine Enkelin liebt Ihre Kleine zärtlich, Sie sind Wittwer, und können sich daher nicht recht mit ihr abgeben, wenn Sie darauf eingehen wollen, sie uns zu überlassen, so werden wir ihr die größte Sorgfalt schenken; wir werden sie erziehen; sie hat schon so vielen Geist und Verstand, daß es ein Ber- rath sein würde, die glücklichen Anlagen, welche sie von der Natur empfangen hat, nicht auszubilden. Meine Enkelin wird sich ein Vergnügen daraus ma- chen, sie auch in der Musik und im Zeichnen zu un- terrichten, kurz, wir wollen sie wie unser Kind be- handeln und wenn sie groß sein wird, so verpflichtet sich meine Stephanie, abgesehen davon, daß sie in ihren Kenntnissen Hülfsmittel gegen alle Noth finden wird, ihr auch noch eine kleine Mitgift zu geben, wenn sie sich sollte verheirathen wollen. Wohlan! Jerome, verstehen Sie sich dazu, uns dieses Kind zu überlassen?““ Ach Gott! Mein Herr, Sie begreifen

wohl, daß ich über diesen Vorschlag ganz roth, ganz blaß, ganz verwirrt wurde! Mein Herz erweiterte sich, vor Freude und vor Schmerz! Ich glaube sogar Thränen drangen aus meinen Augen, und meine kleine Zizine verließ all ihr Spielzeug und lief in meine Arme, indem sie sagte: Hast Du Kummer? Ich umarmte sie, ohne ihr sogleich antworten zu können, aber ich drückte sie fest an mein Herz, es schien mir schon, als wäre es das letzte mal . . .“

Hier hielt Jerome inne, denn durch die Erinnerung an jenen Augenblick, traten ihm wieder die Thränen in die Augen. Guerreville, der nicht weniger bewegt war, schüttelte ihm die Hand und stammelte: „Armer Jerome!“

Der Wasserträger stieß einen tiefen Seufzer aus und fuhr dann fort: „Ich hatte nicht lange Zeit zu überlegen; es zerriß mir zwar das Herz, mich von meiner Zizine zu trennen, aber es war zu ihrem Wohle, zu ihrem Glücke, ich willigte ein.“

„Was! Jerome, Sie konnten einwilligen, sich von Ihrer Tochter zu trennen, von Ihrem einzigen Kinde, von derjenigen, die Ihre alten Tage erheitern sollte?“

„Ich that es, um sie glücklicher zu machen, mein Herr; es schien mir, als dürste, als könnte ich dem nicht entgentreten.“

„Ah! Sie haben da ein großes Opfer gebracht.“

„O Gott, ja! es war ein Opfer. Indes die Damen, welche mir den harten Kampf ansahen,

sagten zu mir: „„Sie werden Ihre Tochter sehen können, wenn Sie wollen, so oft Sie es wünschen.““ Und das beruhigte mich ein wenig. Zu Zinzinette sagte man nur: „„Dein Vater will, daß Du hier schlafest und im ersten Stocke wohnest, statt in den sechsten hinaufzusteigen; aber er wird Dich, so oft er Zeit hat, zu besuchen kommen.““ Das liebe Kind wollte Anfangs nicht, es warf die Spielsachen bei Seite und rief: „„Ich will lieber bei meinem Vater schlafen, ich will ihn nicht verlassen! Wenn er wieder Feuer auf sein Bett wärfe, hätte er Niemand bei sich, der es auslöschten könnte!““ Arme Kleine! Ich mußte mich böse stellen, um sie zu bewegen, nicht mehr in meiner Dachkammer zu schlafen! und sie ließ sich doch noch das Versprechen geben, hinauskommen zu dürfen, um mich öfter zu sehen. So war denn die Sache abgemacht. Zizine blieb bei Madame Dolbert. In den ersten Tagen besuchte ich sie oft, dann etwas seltener, denn ich befürchtete immer, zu hören, und ich befand mich in Gegenwart dieser Damen nicht so recht behaglich; aber ich faßte mich, weil ich sah, daß die Kleine gut aufgehoben war. So standen die Sachen, als vor sechs Wochen die Damen aus der Wohnung zogen; sie verließen die Rue Saint Honoré, um nach dem Boulevard de la Madeleine zu ziehen. Ach Gott! ich konnte nicht mitziehen, denn ich habe in dem Stadtviertel keine Beschäftigung. Ich mußte meine Kleine weit von mir weggeben, und nun wage ich es nicht, oft zu ihr zu gehen; nicht etwa, weil sie

mir weniger Anhänglichkeit erweist. . . o nein! im Gegentheil, das liebe Kind springt mir an den Hals, sobald sie mich erblickt; aber die Arbeit nimmt mich den ganzen Tag in Anspruch, und des Abends muß ich essen und schlafen, um den andern Morgen wieder anfangen zu können. So, mein lieber Herr, ist es mir ergangen. Es ist ein großes Glück für meine Kleine, welche wie eine vornehme Dame erzogen wird, aber es ist ein großer Verlust für mich, sie nicht mehr jeden Abend und jeden Morgen umarmen zu können."

Jerome hatte seine Erzählung beendet und trocknete sich die Augen mit seinem Sacktuch; Guerreville schien auch ganz ergriffen, indem er zu ihm sagte: „Ich wünsche, Jerome, daß Sie das, was Sie gethan haben, niemals mögen zu bereuen haben. Aber sich von seinem Kinde zu trennen! Doch Sie können sie noch täglich sehen. Arme Kleine! Ich begreife, wie man zu ihr diese Anhänglichkeit haß fassen können, sie ist wirklich anziehend; und ihre Beschützerin, sagen Sie, heißt Madame Dolbert?“

„Ja, mein Herr.“

„Und wohnt Boulevard de la Madeleine?“

„An der Ecke der Rue Duphot.“

„Ich werde es versuchen, Erkundigungen einzuziehen, um zu erfahren, ob Ihre Tochter auch wirklich in guten Händen ist. Und Ihnen, Jerome, gebe ich hier meine Adresse, besuchen Sie mich; bringen Sie mir bisweilen Nachricht von sich, erzählen Sie mir von Ihrer Tochter; ich bin auch Vater, und

ich liebe meine Tochter ebenso zärtlich, als Sie die Ihrige lieben... darum werde ich Sie immer mit Vergnügen anhören."

"Ach! mein Herr, das ist zu viel Güte... und ich danke Ihnen dafür sehr, und ich werde gewiß von Ihrer Erlaubniß Gebrauch machen... ich werde das Glück haben..."

"Ja, besuchen Sie mich, Jerome, wir plaudern von Ihrem Kinde; Adieu!"

Bevor sich Guerreville entfernte, drückte er dem Auvergnaten nochmals die Hand, und Jerome sagte zu sich, indem er seine Wasserschüssel wieder aufhob: „Ein sehr braver Mann!... Sollte er nicht glücklich sein!... An was denkt alsdann die Vorsehung!..."

### Viertes Kapitel.

Ein Professor der Deklamation.

Der Doktor hatte den Vorschlag, den ihm Guerreville gemacht hatte, ihn zu einem Professor der Deklamation zu führen, nicht vergessen. An dem von Julius angegebenen Tage holte er gegen Mittag seinen Freund ab, und Beide schlugen den Weg nach der Rue du Petit Hurleur ein.

„Ich würde dem Professor nicht rathen, in diesem Quartier ein Theater zu errichten,“ sagte Jenneval, während sie über die Rue Boury l'Abbé gingen, „ich glaube nicht, daß sich durch die Anziehungskraft

des Schauspiels die Leute über den Roth, den man hier das ganze Jahr hindurch findet, hinwegsetzen könnten; es gehört schon viel Muth oder Beruf dazu, in der Rue du Petit Hurlleur dramatischen Unterricht zu nehmen.“

„Und was werden Sie erst von Denjenigen sagen, welche hingehen, um die Zöglinge anzuhören?“

„Ich werde sagen, daß das, was man nur einmal so zufällig thut, immer einigen Reiz hat, und wäre es auch der der Neugierde.“

In der Rue du Petit Hurlleur angekommen, blieb Guerreville mit seinem Gefährten bei der Hausnummer, welche auf der Adresse stand, stehen: Es war ein altes und schlechtes Haus, zu dem eine sehr dunkle Halle führte, in welcher alle möglichen Dinge gemacht wurden, welche die Eintretenden bewogen, ihre Schritte zu beschleunigen. Im Hintergrunde fand man, tappend, rechts eine Treppe, und nach und nach, wenn die Augen sich an das Dunkel gewöhnt hatten, bemerkte man die Stufen, halb aus Holz und halb aus Stein, und ein Geländer, bei dem man keine Lust verspürte, sich mit der Hand daran zu halten.

„Dieses Haus ist fürchterlich schmutzig,“ sagte Guerreville, indem er seinen Begleiter ansah.

„Es ist das alte Paris,“ erwiderte der Doktor lachend; „es gibt Leute, welche dieses Haus bewunderungswürdig finden würden, weil es aus dem Mittelalter ist . . . und sie nennen Diejenigen

Bandalen, welche die pestilenzialischen Kloaken wegriffen und an ihre Stelle luftige, helle, saubere Häuser bauen, in die man ohne Furcht, den Hals zu brechen, hineingehen kann; glücklicherweise verschönert sich Paris täglich, zum Verdruß dieser Freunde des Alterthums, und nach einem nothgedrungenen Besuche in der Rue de la Colandre oder Grand und Petit Hurlleur, kann man nach Belieben Athem schöpfen in der Rue de la Pais oder Rivoli. Aber es scheint mir, daß auch wir gut thäten, uns in diesem Durchgange nicht aufzuhalten."

„Aber ich sehe ja keinen Portier.“

„Einen Portier! kannte man denn einen solchen, als man dies Haus erbaute! Damals kamen die Bürger selbst herunter, ihre Thüren zu öffnen und zu schließen... Gehen wir hinauf... wir werden am Ende schon finden, aber wir werden uns nicht im ersten Stock aufhalten; das ist unnütz; der Professor Tristepatte muß höher wohnen.“

Die Herren gelangten in den zweiten Stock, wo auf einer Art von einem kleinen Absatze, welcher sich vor dem Corridor befand, vier Thüren waren.

„Wollen wir an eine von diesen Thüren klopfen?“ fragte Guerreville.

„Nach Belieben; aber ich vermute, der Professor wohnt noch höher.“

Guerreville klopfte an eine Thür, keine Antwort; an eine zweite, keine Antwort; an die beiden andern, dasselbe Stillschweigen.

„Was soll denn das bedeuten, Doktor? Ist denn dieses Haus nicht bewohnt?“

„Ich glaube im Gegentheil, daß es stark bewohnt ist; wahrscheinlich aber von Geschäftsleuten, die jetzt an ihrer Arbeit sind. Wir wollen noch höher hinauf.“

Im dritten Stocke war eine Thür offen und ließ in ein kleines Zimmer sehen, in welchem als einziges Möbel ein Rehrbesen stand, an dem aber von Borsten keine Spur mehr war. Guerreville ging in dieses Zimmer und klopfte an die Thür; man antwortete nicht, aber bald ließ sich aus dem Gemache, das sich im Hintergrunde befand, Kindergeschrei vernehmen. Der Doktor, welcher Guerreville gefolgt war, entschloß sich, eine Thür zu öffnen, und ein Gemälde, würdig des Pinsels eines Biard, bot sich ihren Blicken dar.

In einem schlecht möblirten Zimmer, ohne Fenstervorhänge und der Tapeten an den Wänden fast gänzlich beraubt, befand sich an der einen Wand ein schlechtes Bett, an der andern eine Art von Wiege; in der Mitte des Zimmers stand ein runder Tisch, darauf einige Tassen, Brod und ein Teller mit einem großen Stück Käse; auf dem Bette lag ein Kind von drei bis vier Jahren, schmutzig und übel aussehend, aber stark und kräftig. In der Wiege lag ein anderes, jüngeres Kind, das aber auch kräftig und gesund aussah; in dem Kamine endlich war Feuer unter einem Roste, auf welchem ein Topf mit Milch stand.

In dem Augenblick, wo der Doktor die Thür öffnet, schreien die beiden Kinder ganz jämmerlich; demjenigen, das auf dem Bette lag, standen die Augen fast aus dem Kopfe heraus, so sehr strengte es sich in seinem Schmerze an. Das kleinere schlug fortwährend um sich und verzerrte das Gesicht, und während es die Arme nach dem Ramine ausstreckte, beugte es sich so sehr aus der Wiege heraus, daß es in Gefahr zu schweben schien, auf den Boden zu stürzen.

„Ah! mein Gott! was ist diesen Kindern begegnet?“ sprach Guerreville, der hinter dem Doktor ins Zimmer trat, „sie sind wahrscheinlich krank. . . und ihre Eltern lassen sie so allein. . . Sehen Sie doch, Doktor, was Sie thun können, um sie zu besänftigen.“

Aber der Doktor lachte schon laut auf, indem er Guerreville auf der einen Seite eine Kasse zeigte, die mit dem Stück Käse davon lief, und auf der andern die Milch, welche am Feuer ausgekocht war und nun an allen Seiten des Topfes überlief. Das war wirklich die Ursache, weshalb die Kinder ein so lautes Geschrei erhoben; jedes von ihnen sah sein Frühstück dahinfliehn und war in Verzweiflung, es nicht retten zu können.

Jenneval nahm den Topf vom Roste herunter, zog der Kasse das Stück Käse weg, legte es wieder auf den Teller und alsbald hörte das Jammergeschrei auf; die beiden Kleinen begnügten sich in abwechselnden Tonarten zu rufen: „Ich habe Hunger, ich will essen. . . ich habe Hunger! . . .“

In diesem Augenblick trat eine Frau, die das Halstuch über den Kopf gebunden hatte, in das erste Zimmer, und da sie von dort aus die beiden Fremden bemerkte, von denen der Eine einen Topf in der Hand hielt, so fing sie fast eben so arg als die Kinder zu schreien an: „Ein Dieb! . . . zu Hülfe! . . . Es sind Diebe bei mir! . . .“

Und als die Kinder ihre Mutter schreien hörten, fingen sie auch an zu heulen, ohne zu wissen warum, aber ohne Aufhören.

Dieses unerwartete Zetergeschrei erschreckte Jenneval dermaßen, daß ihm der Topf aus den Händen stürzte, er fiel auf die Kaze, der die siedende Milch, welche noch im Topfe geblieben war, auf den Kopf floß. Die verbrannte Kaze heulte, sprang auf den Tisch, zerbrach eine Flasche; die Kinder und die Mutter schrieten noch ärger, Jenneval lachte laut auf, Guerreville allein blieb ruhig und kalt mitten unter dieser Verwirrung.

Zwei alte Frauen kamen aus zwei Thüren des Borsaaals heraus; die Eine im Schlafjäckchen und Unterrocke, mit einem Romane in der Hand; die Andere in einem schwarzen Ueberrock, der aussah, als wären Federn darauf getrocknet worden, und einem Hute, der keine Farbe mehr hatte, und der durch seine Breite zugleich als Schutz für die Augen, als Schirmdach und als Sonnenschirm dienen konnte.

Während diese Damen sehen wollten, was geschehen wäre, näherte sich Guerreville der Frau, die das Tuch um den Kopf gebunden hatte, und

gab ihr endlich zu verstehen, daß er zu ihr gekommen wäre, um sich nach der Wohnung des Herrn Tristepatte zu erkundigen, und daß sein Freund, in dem Augenblicke, in welchem er eintrat, das Frühstück ihrer Kinder zu retten suchte.

Jenneval, der sich indessen wieder gefaßt hatte, hob den Topf auf und zeigte ihn der in Thränen zerfließenden Mutter hin, indem er sagte: „Ich hätte noch eine Tasse Milch gerettet... Ihr Jammergeschrei aber war Schuld daran, daß ich den Rest verschüttet habe, und daß Ihre Kaze auf so schreckliche Weise für Ihre Raschhaftigkeit bestraft worden ist! Indes, da ich die Schuld an dem Schaden, welchen dieses arme Thier angerichtet hat, auf mich nehmen muß, so bitte ich Sie, mir zu erlauben, daß ich ihn bezahle.“

Mit diesen Worten legte der Doktor ein Hundertsousstück auf den Tisch, und da Alles, was die Kaze zerbrochen hatte, kaum dreißig Sous werth war, fing die Mutter der beiden Kleinen an sich mit Verbeugungen anzustrengen und wurde überaus artig; und die beiden Alten, welche auf dem Vorsaal das Alles mit ansahen, sprachen bei sich: Diese Madame Limouffe ist glücklich!... Ihre Kaze bringt ihr Geld ein... Es gibt Leute, welche in Allem Glück haben!... Meine Kaze hat mir noch nichts weiter eingebracht als Schmutz und Aerger!... Ich habe in meinem Leben schon zehn Hunde gefunden! aber die hat man weder in Zeitungen gesucht, noch wurde eine anständige Belohnung für die

Rückgabe derselben geboten; ich fütterte sie Wochenlang und Niemand forderte sie zurück . . . Ich hatte nichts als den Roth davon! . . . Da vergeht es Einem, Gutes zu thun."

Bevor sich Guerreville entfernte, wandte er sich noch an die Mutter der beiden Kinder mit den Worten: „Sagen Sie mir, Madame, als wir hereintraten, schrien Ihre Kinder sehr heftig und verlangten zu essen; haben sie denn noch nicht gefrühstückt?“

„Nein, mein Herr.“

„Wie . . . so spät, es ist schon halb ein Uhr.“

„Ach Gott, mein Herr, was wollen Sie? Ich mache Bedienungen und muß frühe ausgehen . . . Ich habe jetzt an drei verschiedenen Orten zu thun und kann nicht eher nach Hause kommen, als bis meine Geschäfte besorgt sind.“

„Und wenn Sie fünf, sechs Stellen hätten?“

„O, dann müßten meine Kinder noch später frühstücken! Aber das schadet ihnen nichts, sie sind daran gewöhnt.“

„Könnten Sie denn ihr Frühstück nicht auf ihr Bett hinstellen?“

„O nein, dann verschlängen sie Alles so schnell, daß die lieben Kleinen ersticken würden.“

„Eine sonderbare Art und Weise, seine Kinder zu lieben und zu erziehen,“ sagte Jenneval, indem er aus dem Zimmer ging. „Aber apropos, wie steht's mit Herrn Tristepatte?“

„Der wohnt oben, meine Herren, das heißt

noch einen und einen halben Stock höher. Uebrigens werden Sie an seiner Thür seinen Namen und Stand angeschlagen finden."

Die Herren stiegen noch weiter hinauf, und da sie vor den beiden alten Frauen vorbeigingen, verneigten sich diese tief vor ihnen. In dem nächsten Stockwerke bemerkten sie in einem Winkel noch ein Fragment von einer Treppe, die nur acht Stufen hatte und zu einer Thür führte, an welcher mit Kreide angeschrieben stand: Deklamationsschule. Täglicher Unterricht. Man bittet, an der Schnur zu ziehen.

In der Mitte der Thüre war ein Loch, aus welchem ein Strick heraushing, an dem ein Reifstück befestigt war, um bequemer daran ziehen zu können.

"Man kann dem Professor Tristepatte nicht den Vorwurf machen, daß er seine Zöglinge zum Luxus in Dekorationen und Costümen verführe," sagte Jenneval, während er den Strick mit dem Stücke Holz ergriff; „hier beurfundet Alles eine große Einfachheit . . . ich bin neugierig, das Uebrige zu sehen."

Er zog an dem Stricke, die Thüre ging auf; sie traten in einen Gang, an dessen Ende sich eine zweite Thüre befand; als sie sich dieser näherten, hörten sie mit lauter, feuriger Stimme sprechen, und sie schlossen daraus, daß der Unterricht bereits begonnen habe.

Der Doktor drehte einen Schlüssel um, der in  
Paul de Rod. XCVI.

dieser Thüre steckte, öffnete sie und forderte Guerreville auf, ihn in dieses dramatische Heiligthum einzuführen.

Es war ein großes Zimmer, in welches das Licht von oben hineinfiel und das man daher für die Werkstätte eines Malers hätte halten können, wenn man Gemälde darin erblickt hätte; in der ganzen Breite des Hintergrundes waren mit Brettern bedeckte Gestelle angebracht, die sich anderthalb Schuh über den Fußboden erhoben; diese bildeten die Bühne; auf jeder Seite dieses Gestelles war ein Stück Tapete mit Bindfaden und Nägeln an der Decke befestigt, wodurch die Coulissen dargestellt wurden; auf einem alten, schlecht überzogenen Sopha endlich, welcher an einer Seite des Saales stand und ausah, als hätte er früher dazu gedient, um Salat darauf anzumachen, sah man bunt durcheinander einen Helm, einen Turban, eine Toga, ein Schwert, einen Mantel aus dünnem Zeuge, eine Tunica und einen Gürtel liegen. Dies war das Magazin des Costüms.

Als die beiden Herren die Thür öffneten, befand sich Niemand auf der Bühne; ein junges Mädchen saß in einem Winkel des Zimmers und schien in einer Broschüre eine Rolle zu studiren. Ein junger, nachlässig gekleideter Mann mit einem Walde von Haaren auf dem Kopfe, die er auf eine Art herumgestrichen hatte, als wolle er sich die Mähne eines Löwen geben, trabte durch den Saal, indem er mit so vielem Feuer gestikulirte und deklamirte,

daß ihm die Schweißtropfen die Wangen hinabfloßen; in einem Lehnstuhle mit Rollen endlich, der vor den Bühnengestellten stand, saß der Professor Tristepatte.

Es war ein Mann nahe an den Sechszigen, der aber mit großer Sorgfalt darauf bedacht war, die Eindrücke der Zeit unbemerktlich zu machen, die er nur den Anstrengungen seiner Kunst zuschrieb. Seine gedrungene, aber sehr angenehme Gestalt, seine etwas zu hellblauen Augen, sein wohlgestalteter Wuchs und seine gewandte Stellung mußten ihm einst als Liebhaber gute Erfolge gesichert haben; mit den Jahren aber hatte er einen starken Leib bekommen, seine Augen waren matt und sein Gesicht beträchtlich faltenreich geworden. Um sich jedoch ein jüngeres Aussehen zu geben, trug er ein Nieder, das ihm den Leib einzwängte; er hatte eine schöne, wohlgeflochte, blonde Perücke, eine steife, fest angeschnallte Halsbinde, in welche er alle Falten seines Gesichtes hineinzustecken suchte, bevor er die Schnalle zumachte, so daß es schien, als wäre seine Haut unter dem Kopf mit Nadeln angesteckt.

Dies war der Professor, der einen weiten, weißlichen Schlafrock und darunter fast immer enganliegende Beinkleider anhatte, um seine Beine bemerklich zu machen. Als er die beiden Fremden gewahrte, deren Aeußeres Leute von Stand anzeigte, sprang er rasch von seinem Rollstuhle auf, um ihnen entgegenzugehen.

„Meine Herren, haben Sie die Güte, näher zu treten, ich bitte Sie darum.“

„Haben wir die Ehre, Herrn Tristepatte, Professor der Deklamation, zu sprechen?“

„Der bin ich . . . Es ist mir die größte Verlegenheit, Sie im Negligé empfangen zu müssen; aber ich machte eben mit einem Zöglinge eine Repetition . . . Wollen Sie sich vielleicht in das Schlafzimmer bemühen?“

Alle diese Worte begleitete er mit so vielen Verbeugungen, wie sie bei den Männern, welche den Degen an der Seite und Epauletten auf den Schultern tragen, gebräuchlich sind; Tristepatte hatte so oft die Rolle eines Marquis gespielt, daß er dadurch, vielleicht absichtlich, ganz das Benehmen eines solchen beibehalten hatte; und sehr häufig warf er auch, während er sprach, das Taschentuch über den einen und dann wieder über den andern Arm.

Guerreville hielt den Professor zurück, da dieser eben im Begriffe stand, die Thüre eines andern Zimmers zu öffnen: „Mein Herr, wir befinden uns hier sehr wohl . . . und, weit entfernt, Sie in Ihren Lehrstunden stören zu wollen, würde es uns sehr freuen, wenn Sie uns erlauben würden, die Zuhörer dabei abzugeben.“

„Ah! meine Herren, das wird mir und meinen Zöglingen zur höchsten Ehre gereichen . . . Sie haben vielleicht die Absicht, in einer Gesellschaft eine Komödie oder ein Sprüchwort aufzuführen, und

Marquis

Sie wünschen, so zu sagen, die auf den Brettern üblichen Gewohnheiten zu sehen? . . . Daran thun Sie sehr wohl, das ist sehr vernünftig von Ihnen . . . Dies ist sehr nothwendig, besonders in Beziehung auf das Auf- und Abtreten. In der Regel fehlen die Leute, die gerade keine Künstler vom Fache sind, bei ihrem Auftreten und Abgehen, und das, meine Herren, ist eine gewaltige Klippe! O, täuschen Sie sich darüber nicht! . . . Das ist sehr schwer; leichter ist noch das Auftreten, aber der Abgang, ohne dem Publikum den Rücken zu zeigen . . . o, der will studirt sein! . . . Man muß sich lange Zeit mit diesem Punkt beschäftigen, und ich schmeichle mir, in dieser Beziehung treffliche Vorschriften zu ertheilen."

Während er sprach, warf der Professor mehrere Male sein Taschentuch von einem Arm auf den andern mit der Gewandtheit eines Taschenspielers, und Guerreville, der über sein Geschwätz unruhig wurde, schien schon große Lust zu haben, Herrn Tristepatte zu zeigen, daß er es verstehe, abzugehen; endlich machte der Professor eine Pause, um sich zu verbeugen und das Schnupftuch zu seiner eigentlichsten Bestimmung anzuwenden; der Doktor benützte diesen Augenblick, um ihm zu sagen: „Wir haben durchaus nicht die Absicht, Komödie zu spielen, sondern wir sind hierher gekommen, um einen Ihrer Zöglinge zu hören, an dem wir großen Antheil nehmen.“

„Einen meiner Zöglinge . . . welchen?“

„Einen jungen Mann Namens Julius.“

„Herrn Julius . . . o, ein charmanter Junge, ein vortrefflicher Schüler, von ausgezeichneten Anlagen für gewisse Rollen . . . Zwar ist sein Organ etwas schwerfällig, aber das wird sich schon geben, ich werde es schon ausbilden . . . ich habe schon ganz Andere ausgebildet: Talma war einer meiner Zuhörer, meine Herren, Talma befragte mich um meine Ansichten, er befolgte meine Rathschläge . . . haben Sie doch die Güte, sich zu setzen, meine Herren . . . und er bereute es auch gar nicht . . . ich sagte ihm, wie er zu Melliuss die Worte sprechen sollte: Was sagst Du dazu? Talma sprach diese Worte vortrefflich, denn ich glaube, es wäre ihm sehr schwer geworden, etwas schlecht zu sprechen; aber der Ton kam aus der Nase und die Wirkung war verfehlt; da sagte ich zu ihm: Mein Freund . . . denn Talma wollte durchaus, daß ich mich seinen Freund nannte; ich sagte ihm: mein Freund, willst Du eine ungeheure Wirkung mit diesem: Was sagst Du dazu? hervorbringen? Nun gut! so sprich das „Was sagst“ mit der Kehle und das „Du dazu“ stoße mit dem Gaumen hinaus. Den folgenden Abend machte er es so und das Haus dröhnte von dem Beifallsgeschrei. Setzen Sie sich hier . . . vor meine Bühne, so werden Sie die Wirkung gut beurtheilen können. Meine Zöglinge werden nicht mehr lange auf sich warten lassen . . . wir haben heute große Stunde . . . das heißt man spielt Fragmente, worin Jeder seine

besondere Rolle hat: Das ist eine sehr gute Manier, die Talente auszubilden. Herr Julius kann nicht mehr lange ausbleiben . . . Wollen Sie mir indeß erlauben, die große Scene aus dem Oedip zu beenden, mit dem Herrn . . ."

"Thun Sie, mein Herr, was Ihnen beliebt, und lassen Sie sich durch uns gar nicht stören."

"Ich wäre sehr glücklich, meine Herrn, wenn ich immer ein Publikum hätte, das meine Bemühungen so gut zu würdigen versteht! . . . Guten Morgen, Brülard, guten Morgen, mein lieber Junge."

Diese Worte waren an einen eben eintretenden jungen Mann gerichtet; seine Kleidung deutete auf einen Burschen in einer Spezereihandlung; sein Mützchen und die grüne Schürze trug er zusammengelegt unter dem Arme. Der junge Mann, der beim Hereintreten Guerreville's und des Doktors deklamirte, fuhr ununterbrochen fort, für sich hin zu sprechen und zu gestikuliren, während er mit Riesenschritten durch den Saal ging, wahrscheinlich, um sich in der Hitze zu erhalten, und mit vieler Sorgfalt fuhr er sich mit der Hand in die Haare, um sie in die Höhe zu streichen; der Bursche aus der Spezereihandlung begrüßte ihn mit „guten Tag,“ Jener aber antwortete ihm nicht, drückte ihm nur die Hand und fuhr fort zu deklamiren.

"Wohlan, Herr Alfred, wir wollen Ihre Scene des Oedipus zu Ende bringen," sagte Tristepatte, indem er sich an den Zögling wandte, der in fortwährender Bewegung war. „Mamsell Josephine

studiren Sie Ihre Rolle der Zaire gut ein, wir werden sogleich einen ganzen Akt daraus auf dem Theater spielen."

Das junge Frauenzimmer, welches da saß, entgegnete, ohne die Augen aufzuschlagen: „Ja, mein Herr.“ Hierauf wendete sich der Professor an den eben Angekommenen: „Brülard, wollen Sie den Icarus im Oedip übernehmen?“

„Alles, was Sie wollen, Herr Tristepatte.“

„Wir wollen die fünfte Scene des dritten Actes nehmen; ich werde den Phorbas sprechen, und dadurch wird die Vorstellung eine gewisse Färbung bekommen... Sie haben doch die Rolle des Icarus studirt?“

„O sehr gut... Aber ich erinnere mich derselben nicht mehr ganz; wenn Sie das Stück haben...“

„Wenn ich das Stück habe!... Er fragt mich, ob ich Voltaire habe!... Es ist wahr, ich könnte ihn allerdings entbehren, weil ich ihn auswendig weiß. Nehmen Sie, Brülard, hier ist der Theil, in welchem der Oedip steht... Guten Tag, Madame Grignour... Sie haben Ihre Tochter mitgebracht, das ist sehr gut... Wir werden sogleich anfangen...“

Madame Grignour war eine Frau von etlichen vierzig Jahren, die das Benehmen einer Logenschließerin hatte, und einen Hut, welcher den der Nachbarin, der Madame Limouffe, hätte ausstechen können; die einen großen grünen Sack und einen Korb trug, aus welchem ein halbes Duzend Pfennig-Bräueln hervorschauten. Ihre Art, zu sprechen

und zu lächeln, hatte ein gewisses Vornehmthun. An der Hand führte sie ein kleines Mädchen von dreizehn bis vierzehn Jahren, deren Schuhe mit Bänderstreifen festgebunden waren, und der Rest der Kleidung paßte ebenfalls ganz hierzu.

„Das verspricht sehr amüßant zu werden,“ flüßerte der Doktor Guerreville ins Ohr, der sich eines Lächelns nicht enthalten konnte, als er sah, wie der Professor einen Zipfel seines Schlafrocks auf die Schulter legte, wie wenn er sich einen Mantel umwärfte.

„Wollen wir anfangen?“ fragte Alfred, indem er sich nochmals mit den Fingern, die ihm als Kamm dienten, durch die Haare fuhr.

„Ja . . . ich bin bereit . . . Oedip und Icarus sind beisammen, wenn ich eintrete . . . Ich komme herein.“

Um seinem Eintreten mehr Wirkung zu geben, öffnet Tristepatte die Thür, die auf den Saal ging, stellte sich in den Hintergrund, von wo aus er anfing, mit abgemessenen Schritten vorzugehen, indem er bei jedem Schritte anhielt, um einen Seufzer auszustossen. Nach zwei Minuten kam er vor, blieb vor Alfred stehen, richtete die Blicke auf den Boden, und stemmte eine Hand in seine Hüfte.

„Herrlich aufgetreten!“ murmelte Madame Grignour . . . „Es erinnert mich an Herrn Friedrich, im dritten Akte des Spielers. Gott! wie hat dieses Stück auf meine Nerven gewirkt!“

„Bst! Stille, Madame Grignour. An Ihnen ist es, Alfred.“

Der junge Alfred fuhr sich mit der Hand in die Haare und schrie:

„Ah! Phorbas, tritt heran!“

Der kleine Brülard recitirte hierauf in einem Athemzuge:

Mein Staunen wächst!

Je mehr ich ihn betrachte... O! Herr, er ist, er ist...

„So ist es nicht, Brülard,“ rief der Professor, mit dem Fuße stampfend; „Sie laufen... Sie laufen... Sie sagen uns das vor, als wenn Sie ausriefen: Wer will einen frischen Trunk, wer will trinken! Teufel, mein Freund, man hält an, man hält inne, man nimmt sich Zeit: Je mehr ich ihn betrachte... Hier halten Sie an, als ob Sie eine Schlange erblickt hätten: O! Herr, er ist!... Hier öffnen Sie die Arme und den Mund... Großes Staunen muß sich im Munde ausdrücken; ich antworte Ihnen...“

Verzeiht, wenn er Euern unbekanntem Zuge...

Brülard.

Du! vom Berge Citron denkst nicht mehr an mich?

„Was soll das für ein Berg Citron sein!...“ indem er den Zipfel seines Schlafrocks losließ; „der Berg heißt Citheron. Geben Sie doch Acht, mein Freund, auf das, was sie lesen.“

„Ah! Ich dachte es gleich,“ rief Madame Grignoux, „ich glaube nicht, daß man in O-Edipe jemals Citronen angewendet hat! Hier, Cäsarine, nimm doch eine kleine Butterbräzel... Das wird Dir den Magen für Deine Rede stärken.“

Der kleine Brülard, dem es einige Mühe zu machen schien, rasch fortzulesen, fuhr fort:

Wie! jenes Kind, das Ihr mir übergabt...

Das Kind, das Ihr zum ew'gen Ruinen...

„Zur ewigen Ruh!“ schrie Tristepatte.

Ah! was spricht Ihr da?...

„Verdammt, ich habe schlecht gelesen,“ erwiderte Brülard.

„Schweigen Sie doch, mein Freund, Phorbass spricht:

Ah! was spricht Ihr da,

Und welche Erinnerung erweckt Ihr in meinem Geist?

Brülard (lesend).

Um... Wo bin ich denn?... Um...

... O zweifelt nicht, mein Fürst,

Wa... was auch der Mann da spricht, er

legt Euch mir in Harm.“

Tristepatte riß dem Spezereikrämerburschen das Buch aus der Hand und sagte zu ihm:

„Mein Freund, Sie sind durchaus nicht im Stande, vom Blatte zu lesen: wie Sie eine Rolle auswendig wissen, so geht es sehr gut; aber Sie müssen dieselbe vorher mehremale gelesen haben... Sie sagen: mir in Harm, statt mir in Arm. Alfred, beenden Sie ganz allein Ihre vierte Scene... es ist ein Monolog.“

Alfred begann von Neuem durch den Saal zu traben, sich die Harre in die Höhe zu reißen, und mit der größten Anstrengung seiner Lungen den letzten Monolog des Oedip herauszubonnern, den

Madame Grignoux durch öftere Ausrufe von: Bravo . . . O! — Gut! . . . O! sehr gut! O! O! O! . . . unterbrach. Tristepatte war öfters genöthigt, ihr Stillschweigen zu gebieten. Der Professor hatte sich neben den Doktor gesetzt, um seinen Zögling deklamiren zu hören, und von Zeit zu Zeit gab er durch ein beifälliges Lächeln, oder durch eine Bewegung des Kopfes zu verstehen, daß er zufrieden sei.

Als der Monolog beendigt war, klopfte Tristepatte dem Oedip auf die Schulter, der so in Schweiß gebadet war, als ob er eben aus dem Wasser käme: „Sehr gut, Alfred . . . sehr gut, mein Freund . . . Das läßt etwas erwarten . . . es steckt ein Esclair in dieser Ausdrucksweise, doch bleibt Ihnen noch viel zu thun übrig . . . Passen Sie auf, mein Freund, ich werde Ihnen den Monolog vorsprechen . . . und jede einzelne Betonung hervorheben, geben Sie wohl Acht.“

Tristepatte nahm ein Stück rothes Zeug, welches er um seine blonde Perücke band, um einen griechischen Kopfsuß zu haben. Alsdann legt er den alten Schlafrock in Falten wieder um seinen Körper, wirft sich in die Brust und beginnt:

So ist das schreckliche Orakel denn erfüllt,  
Und meine Furcht hat seinen Schlag beschleunigt . . .

„Alles das ohne Hebung der Stimme . . . ich spare meine Kraft für die Effekte . . .

Und seh' mich endlich, in entschlicher  
Berwirrung, als des eigenen Blutes Schänder,  
Als Vatermörder und doch tugendhaft . . .

„Hier werde ich ein wenig warm.

Glende Jugend!

„Hier stampfe ich und trete einen Schritt zurück.

Traurig leerer Schall!

Du, deren Borschritt ich im ganzen Leben,  
Das ich nunmehr versuche, nachgesteht...

„Mit sehr bitterem Lächeln . . .

Vor meinem schwarzen Stern bist Du erbleicht!

„Dabei öffne ich die Arme.

Ich floh die Schlinge, darum fiel ich drein.

„Ich stelle mich, als sähe ich eine Grube vor  
meinen Füßen . . .

Ein stärkerer Gott als Du, riß mich zum Frevel.

„Ich blöcke die Zähne.

Und unter meinem flücht'gen Fuß grüß er . . .“

Hier wurde der Professor durch die Ankunft zweier Mädchen unterbrochen, welche kleine Häubchen und seidene Schürze trugen, und mit sehr leichtfertiger Miene in das Zimmer traten, indem sie ausriefen: „Ist es hier, wo man Komödie spielen lernt? . . . Wir wollen Lektionen nehmen; wir spielen übermorgen bei Herrn Génart, Rue de Cancri, mit Künstlern vom Fache, und wir möchten auch nicht gar zu sehr zurückstehen. Was mich betrifft, ich habe ein sehr gutes Gedächtniß, behalte Alles, was ich will . . . und meinerseits, findet man, daß ich Couplets allerliebft singe . . . Ich kann alle die Stückchen der Mamsell Jenny Colon. Wie viel nehmen Sie für die Lektion, mein Herr?

Sie müssen nicht gar zu viel verlangen; wir sind Fransensmacherinnen... Wir wühlen nicht im Golde herum... Aber dies kommt vielleicht noch..."

„Wir werden schon einig werden, meine Damen... Ich übernehme Niemand... Setzen Sie sich doch.“

„Dürfen wir hier bleiben, um Ihre Zöglinge spielen zu sehen?“

„Gewiß, ich habe heute große Stunde... Das kann Ihnen nur nützlich sein... Alfred, ich werde Ihnen ein andermal den Oedip vollständig vortragen... Ich bin diesen Morgen so sehr in Anspruch genommen... So viele Schüler...“

„Mein Herr,“ sprach eine der Grisetten, indem sie sich hinsetzte, „wir wollen in der Agnes von Belleville spielen, können Sie uns dieses Stück einüben?“

„O! meine Damen, ich zeige Ihnen Alles, was Sie nur wünschen!... Ah! Hier ist Herr Julius... Kommen Sie doch näher, mein lieber Freund... Man wartete nur auf Sie, um anzufangen.“

Julius triefte vor Schweiß, er trug ein Kästchen mit Eau de Cologne-Flaschen unter dem Arm, das er in einen Winkel stellte; als er Guerreville bemerkte; lief er rasch auf ihn zu, um ihn und den Doktor zu begrüßen. Guerreville reichte ihm die Hand und sagte zu ihm: „Sie sehen, junger Mann, daß ich Wort halte.“

„O! mein Herr, ich danke Ihnen tausendmal... Ich bin ganz trostlos, daß ich Sie habe warten lassen... Aber mein Vater hatte mir mehre Aufträge

gegeben, und ich konnte mich derer nicht schneller entledigen. Ach! wann werde ich endlich von der Pomade, von den Handschuhen loskommen! . . . Endlich werden Sie mich spielen sehen, meine Herren, und ich bitte Sie, mir ohne Umstände zu sagen, was Sie von meinen Anlagen halten."

"Wir hätten keinen Grund, Sie zu täuschen, daher können Sie auf unsere Offenherzigkeit rechnen."

Julius schickte sich an, zu spielen, und zu gleicher Zeit mit ihm Alfred, der Gewürzkrämerbursche, Mamsell Josephine und die junge Cäsarine Grignour. Während seine Zöglinge damit beschäftigt waren, auf das Gerüste zu steigen, entschlüpfte der Professor, er ging mit seinem griechischen Kopfsuße fort, kam jedoch bald wieder zurück, von den beiden alten Frauen aus dem dritten Stocke und einem bejahrten Manne begleitet, der sehr dick war und kaum gehen konnte, obgleich er sich auf einen Stock stützte; dieser Herr, welcher Pantoffel trug, und den Kopf mit einem schwarz seidenen Käppchen bedeckt hatte, hielt in der linken Hand ein stählernes Horn, dergleichen sich Leute bedienen, welche mit Taubheit behaftet sind.

Tristepatte gibt sich viele Mühe, sein Publikum zum Sitzen zu bringen; dem dicken Herrn wies er seinen Platz in dem Rollstuhle an, dann ging er zu Guerreville und flüsterte ihm ins Ohr: "Ich bitte Sie um Verzeihung, wenn ich einige Nachbarn hergebracht habe, die heraufkommen, ohne Toilette gemacht zu haben . . . Aber das beachten

Künstler wenig, und ich halte viel darauf, meinen alten Nachbar hier zu haben; er ist ein trefflicher Kenner von Gesangspartieen; er war vierzig Jahre lang in verschiedenen Orchestern von Paris Violoncellist: er ist ein ausgezeichnete Musiker, unglücklicherweise ist er ein wenig taub geworden, und dadurch war er genöthigt, sich zurückzuziehen."

"Aber," sagte Jennival, "wenn er taub ist, wie kann er da die Gesangsanlage Ihrer Zöglinge beurtheilen?"

"O! mit seinem Horne hört er schon noch... Aber Sie begreifen, daß er sich in einem Orchester nicht das Horn vorhalten und sein Instrument spielen konnte."

"Das ist ganz richtig."

"Meine Damen, nehmen Sie doch Platz."

Diese Einladung galt den beiden alten Nachbarinnen, von denen die Eine, die mit dem schwarzen Rocke, ihren ungeheueren Hut aufbehalten, während die Andere einen alten, rothfarbenen Shawl über ihr Negligé geworfen, und sich ein kleines Hütchen aufgesetzt hatte. Diese beiden Damen standen ehrfurchtsvoll hinter den Stühlen, und die beiden Grisetten hatten schon mehremal laut aufgelaßt, wenn sie die alten Weiber sich betrachteten. Auf Tristepatte's Einladung setzten sich die Letztern endlich auf den Sopha, der Madame Grignoux zur Seite, welche eben daran war, die vierte Brägel, die sie aus ihrem Korbe genommen hatte, zu verzehren. "Wir werden Ihnen zwei Akten von Zaire vorspielen," sagte der Professor, indem er sich sein

Schnupstuch wie einen Gürtel um den Schlafrock wand, und auf seinen Kopf einen Helm setzte, der vollkommen einem Trichter glich. Julius hatte bereits einen Turban aufgesetzt und sich in ein großes Stück grüner Leinwand eingewickelt. Der junge Alfred hatte sein Haupt mit einem Ritterhelm bedeckt. Die beiden jungen Mädchen zogen bloß ihre Kämmе heraus und ließen die Haare über die Schultern hinabfliegen. Der Krämerbursche zog eine Tunica über seine Weste und wand sich um den Leib einen Gürtel, an welchem ein Kindersäbel hing.

Der Professor ging von einem seiner Zöglinge zu dem andern, betrachtete Jeden genau und rief: „Nicht übel, meine Kinder! Alfred, der Helm sitzt Ihnen zu tief in der Stirne, lassen Sie Ihre Augenbrauen sehen . . . mehr hinauf, so ist es recht. Julius, den Turban tief eingedrückt; werfen Sie den Mantel auf der linken Schulter stark in Falten . . . Brülard, mein Freund, suchen Sie es zu vermeiden, den Säbel stets zwischen Ihren Beinen zu haben, es würde sie sonst bei Ihren Abgängen geniren. Sie, meine Damen, Sie stellen Zaire und Fatime vor; Mamsell Josephine, bedenken Sie, daß Zaire in ihrem Herzen Christin ist, und Muselmännin in der Tiefe ihrer Seele: seien Sie davon ganz durchdrungen; es ist eine der schönsten Rollen des Stückes. Sie beten Drosman als Menschen an, und hassen ihn als Muhamedaner; machen Sie mir alle diese Nuancen recht bemerklich. Sie, kleine Cäsarine, heben den Stolz Fatime's hervor.“

„Wenn Sie noch einer Vertrauten bedürfen, so wissen Sie, daß ich da bin, Herr Tristepatte,“ sagte Madame Grignour.

„Danke, Madame Grignour, in diesem Stücke nicht. Aber ich bemerke soeben, daß wir keinen Souffleur haben, wollen Sie wohl so gütig sein, diese Stelle zu übernehmen?“

„Sehr gerne, Herr Tristepatte, um so mehr, als ich mit einer großen Gewandtheit soufflire; es gereicht mich nicht im geringsten! Sie sollen hören, wie ich da souffliren werde. Aber wo ist denn das Heft? Ah! gut, es ist ein ganzer Band. Ich will mich dem Theater gegenübersetzen. Ich bin gar nicht böse, den Souffleur machen zu müssen, weil Cäsarine ihre Rolle nicht recht kann, und Sie begreifen wohl, daß dies bei Künstlerinnen häufig vorkommt. Ich sage das nicht aus Bosheit.“

„Hinauf, hinauf aufs Theater, meine Kinder, ich mache den Rufsignan. Wir wollen mit dem zweiten Akte anfangen.“

Mittels einer kleinen Bank stiegen der Professor und seine Zöglinge auf das Gerüst, dann verbargen sie sich hinter den Tapetenstücken, welche Couliissen vorstellten. Tristepatte that drei Schläge, wodurch eine solche Wolke von Staub aufgewirbelt wurde, daß Madame Grignour, welche gerade so saß, daß ihr Kopf an die Bretter reichte, einen heftigen Husten bekam, wobei Sie ausrief: „Danke! das ist das Gewürz zu meinen Bräzeln. Wie es scheint wird unser Theater nicht alle Tage gereinigt.“

Aber das Auftreten von Nerestan und Chatillon zwang den Souffleur, seine Betrachtungen abzubrechen. Der junge Clerc machte Nerestan, und Brülard den Chatillon. Die erste Scene ging ohne Unterbrechung vorüber; die beiden Zöglinge wußten ihre Rollen auswendig und bedurften des Souffleurs durchaus nicht, der ihnen nur von Zeit zu Zeit zurief: „Nicht so schnell! Pst! Wie Sie eilen! Ich kann Ihnen ja gar nicht folgen, ich.“

Zaire erschien mit fliegenden Haaren. Dasjenige Frauenzimmer, welches diese Rolle spielte, hat eine Kopfstimme, welche die Ohren der Hörer zerriß, so daß der alte, taube Herr, der bis dahin gar keinen Antheil an dem Stücke zu nehmen schien, ein Zeichen seiner Zufriedenheit machte, indem er leise vor sich hinflüsterte: „Allen Respekt, die hat Organ.“

„Zaire war im Zuge, Ihre Rolle herzusagen, als Madame Grignour sich halb erhob, ihren Kopf über die Bretter wegstreckte und rief: „Wohlan! warum trittst Du nicht auch auf, Du, Casarine, was bleibst Du da so hinter der Leinwand stecken? Bist Du nicht die Vertraute Fatime?“

„Sie tritt in dieser Scene nicht auf,“ schrieb der Professor, „schweigen Sie doch, Souffleur!“

„Was? das wäre mir eine schöne Geschichte, bezahle ich deshalb meine fünfzehn Sous, daß meine Tochter hinter den Coulißen bleiben soll, während die Andern spielen? Da sie die Vertraute macht, muß sie deshalb nicht immer ihrer Herrin folgen?“

„Man sagt Ihnen, daß sie nicht in diese Scene gehört.“

„Und ich, ich sage Ihnen, der Autor hat einen Fehler begangen, ganz offenkundig. Komm doch, Fatime, Du Kleine! Das gewöhnt sie immer ans Publikum.“

Um Madame Grignoux zufriedenzustellen, stieß der Professor Fatime aufs Theater vor. Die Vertraute erschien, indem sie eine Brägel kaute. Bald darauf erschien Tristepatte als Loufignan. Bei seinem Auftreten fingen die beiden Frauen aus dem dritten Stocke aus Leibeskräften zu applaudiren an, während die eine der Grisetten zu ihrer Freundin sagte: „O! meine Liebe, wie gemein er ist! Er gleicht einem abgebrochenen Stuhle!“

Tristepatte sprach seine Scene so gedehnt, daß er sie eine halbe Stunde lang hinzog. Er hielt inne und machte Pausen, er setzte sich, während er sich von Zeit zu Zeit unterbrach, um zu seinen Zöglingen zu sagen: „Gesicht zum Publikum, Zaire. Geben Sie doch Acht, Sie kehren ja dem Parterre den Rücken zu. Aufgemerkt, meine Damen, stellen Sie sich doch nicht immer verkehrt.“

Aus Euren Armen, meine Kinder, kann ich mich nimmer reissen,  
 Ich seh' Dich endlich wieder, trauervolle  
 Familie, die mir so theuer, Du  
 Mein Sohn . . . und würdiger Erbe . . .

Alfred, mein Freund, Ihr Helm fällt Ihnen auf die Nase, man sieht Ihr Gesicht nicht mehr; wie wollen Sie, daß das Publikum über den Ausdruck Ihrer Augen urtheile?“

„Das ist nicht meine Schuld, er ist zu groß.“

„Dann legt man ein Schnupftuch hinein.“

Du, ach, Du, o Tochter,

Zerstreu den Verdacht mir, nimm hinweg

Den Trug . . .“

„Den Fluch!“ schrie Madame Grignaux.

„Wie, Souffleur?“

„Ich sage Ihnen, es heißt: Fluch.“

„Pah! Unmöglich! Sehen Sie genauer.“

Tristepatte sah im Buche nach und gab es ihr mit den Worten zurück: „Das ist doch sehr sonderbar, ich habe immer Trug gesagt und man hat mich niemals getadelt. Wahrhaftig, ich habe nicht die Kühnheit, Voltaire zu verbessern, aber ich glaube, daß sich das Wort Unsinn an dieser Stelle nicht übel machen würde. Ich berufe mich deshalb auf diese Herrn.“

Diese Herrn aber antworteten nichts; da hielten es die beiden alten Frauen aus dem dritten Stocke für passend, zu applaudiren. Tristepatte dankte und setzte die Scene fort. Der Akt ging ohne irgend einen besonderen Zufall zu Ende, ausgenommen den Fall von Chatillon, dem sein kleiner Säbel zwischen die Beine kam, und der in dem Augenblicke, da sie abgehen wollten, zu Marestans Füßen hinstürzte.

Der zweite Akt begann; Louffignan, der seine Rolle beendigt hatte, mischte sich unter die Zuschauer, um seine Zöglinge spielen zu sehen.

Julius erschien. Er machte den Drosman. Der junge Mann ließ die grüne Leinwand, die ihm als

Mantel diente, um sich herfliegen; er deklamirte mit Feuer, aber eben so falsch als monoton; trotzdem rief sein Professor aus: „Sehr gut! Julius, sehr gut! Sie machen sich, mein Freund, Sie werden es sehr weit bringen!“

„Ich weiß nicht, zu was es dieser junge Mann bringen wird,“ sagte der Doktor ganz leise zu Guerreville; „aber ich würde ihm nicht rathen, diese Carrière fortzusetzen, durch welche er seinen Tod befördern würde.“

In der That hatte auch, als der zweite Akt der Zaire zu Ende ging, Julius solche Anstrengungen gemacht, um Effekt hervorzubringen, daß er nicht mehr sprechen konnte; er hatte sich überboten und war ganz erschöpft. Tristepatte hüllte ihn in eine Leinwanddecke, ließ ihn auf dem Sopha nieder sitzen, indem er ihn mit Lobeserhebungen überhäufte, und ihm die großartigsten Erfolge voraus verkündete. Dann wandte sich der Professor an die Versammlung und sagte: „Meine Herren und Damen, wir werden die Schule der Alten nicht aufführen, da mein Jögling Julius, in Folge der bewunderungswürdigen Glut, die er als Drosman entwickelt hat, zu angegriffen ist, um fortzufahren; aber wir wollen Ihnen einige Scenen aus einer Komödie, von meiner Erfindung, zum Besten geben. Es ist ein kleines, niedliches Stückchen, in Versen, und heißt: Der verführerische Marquis. Dasselbe wurde mit vielem Erfolge bereits auf tausend Liebhaber-Theatern aufgeführt. Josephine, Sie machen die

Gräfin. Stecken Sie Ihre Haare wieder hinauf, meine liebe Freundin. Sie stellen eine große Kofette dar. Alfred wird den Laffeur spielen, einen vornehmen Livréebedienten. Nehmen Sie Ihren Helm ab. Und Brülard den Marquis, den kann er sehr gut. Cäsarine wird die Lisette machen."

"Ah! das dachte ich auch," murmelte Madame Grignoux, "wenn meine Tochter etwas machen soll, führe ich sie nach Hause, damit sie arbeite, und das sogleich."

"Sagen Sie uns doch, mein Herr," rief eine der Grisetten, "wird man bei Ihnen nicht in Baudevilles unterrichtet? Wir wollen singen, meine Freundin und ich."

"Sogleich, meine Damen, werden wir zur Oper übergehen. Ich werde Sie singen lassen, ich werde selbst erfreut sein, Ihre Mittel kennen zu lernen."

"Er will unsere Mittel kennen lernen," sagte eine der Grisetten zu ihrer Freundin. "Was geht das ihn an? Was bekümmert er sich darum? da wir ihm ja unsere Stunden bezahlen."

"Du hast ihn falsch verstanden: er meint damit unsere Stimmen."

"Sage mir doch, Phrasie, amüsirt Dich dieses Komödienspiel? Sie spielen nicht so gut, wie bei Fresnoi im Lazary."

"St! sei doch still, sie wollen uns ein Lustspiel aufführen."

"Allons! angefangen, meine Kinder!" rief der Professor; "ich weiß mein Stück auswendig, und

werde es Ihnen souffliren, wenn es nöthig ist. Lafleur und Lisette eröffnen die Scene. Meine kleine Cäsarine, suchen Sie doch mit Ihrer Kruste fertig zu werden, damit Sie nicht immer essen, wenn Sie spielen: Ich klopfe."

Tristepatte bestieg das Gerüst, von wo aus er sich beeilte, seinem Publikum drei Staubwolken zuzusenden; dann stieg er ganz gelassen wieder hinab und setzte sich in einen Winkel neben dem Theater.

Der junge Alfred, der einen Hut hatte, welcher alle beliebigen Formen annehmen konnte, machte eine Art von Claque daraus, schob ihn, wie sein Professor, unter den Arm und trat hüpfend in die Scene. Das Stück begann:

Alfred.

Wohlan! die Liebe soll und mein Lisettchen leben!...

Sie ist ein schelmisch Kind, bildschön und gleich ergeben...

Mein Herr macht seinem Schatz den Hof an diesem Ort,...

Ich, sein getreuer Knecht, sez' mit der Magd es fort...

„Betonen Sie es gut, mein Freund,“ sagte Tristepatte, „das Alles will zart empfunden sein,

Mein Herr macht seinem Schatz an diesem Ort...

Machen Sie einen Hoppas an diesem Ort, um zu zeigen, daß Sie just an dem Ort sind.

den Hof.

Einen leichten Schlag auf Ihren linken Schenkel!...

Halt... sehen Sie, wie ich..."

Und Herr Tristepatte, der sich einen Schlag auf den linken Schenkel geben wollte, trifft den ungeheuren Hut einer der alten Nachbarinnen hinter ihm, welcher bis ans andere Ende des Saals fliegt;

jetzt sieht man einen halb grauen, halb blonden Kopf, auf welchem ein alter Strumpf als Baumwollennütze sitzt. Der Professor stottert tausend Entschuldigungen, läuft dem Hut nach und bringt ihn eiligst seiner Eigenthümerin zurück, welche den beiden Grissetten, die dieser Zufall wieder in große Lustigkeit versetzt hat, wüthende Blicke zuschleudert.

„Stille! Silentium! fahren wir fort,“ sagte der Professor. „An Ihnen ist es, Lisettchen!“

### Fräulein Casarine.

Ah! schaut doch der Herr La . . . fleur sucht mich neu zu kirren, sagt, ich sei hübsche, und . . . er müsse um mich girren. Nein, mir scheint er ein Spitz . . . bube, der oftmals lügt; Mich aber kein Schmetter . . . ling seiner Art betrügt.“

„So ist es nicht! so ist es nicht!“ schrie der Professor, ungeduldig mit dem Fuße stampfend. „Ach, mein Gott! Mademoiselle, wo haben Sie denn gelernt, die Verse so jämmerlich zu zerhacken?“

Doch mich kein Schmetter . . . ling von seiner Art betrügt.

Doch mich kein Schmetter . . . das ist abscheulich! Sie fürchten die Schmetter nicht.“

„Alle Wetter! mein Herr, bei den zwölfwortigen Versen glaube ich, falle der Ruhepunkt immer in die Mitte.“

„Sie glaubten falsch, Mademoiselle, Pausen und Casuren! . . . das war gut genug für die alten Dichter; aber die jüngern binden sich an alles das nicht. Fragen Sie nur diese Herren da . . . man ruht sich aus, wo man will, oder besser, wo man kann. Ich habe ein neues Stück geschrieben, ich darf mich

derselben Freiheiten bedienen, wie meine Collegen. Fahren Sie fort, Lisette."

Mademoiselle Grignoux recitirte ihre Rolle in einem Athemzug und ohne sich einen Augenblick auszurufen. Der Professor machte ihr begreiflich, daß er jetzt zufriedener sei; die beiden Damen aus dem dritten Stocke fingen wieder an zu applaudiren. Der kleine Brülard trat in die Scene; um den Marquis vorzustellen, hatte er sich ein Floret an die Seite gehängt, in Ermangelung eines Degens, und Manchetten und ein Vorhemdchen aus Papier gemacht.

#### Brülard.

Ah! da bist Du, Vasseur! Ah! da bist Du, Lisette!  
 O! Kinderchen Ihr selbst's . . . ach lange schon hätte  
 Ich den Moment erlauscht, von meines Herzens Brennen,  
 Der schönen Gräfin ein Geständniß thun zu können;  
 Lisette, nimm das Geld und zudem als Geschenke  
 Den Ring hier, groß von Werth, nur steh' mir bei, ich denke."

„Sehr gut! sehr gut! Brülard,“ sagte Tristepatte. Dann sich gegen den Doktor wendend, flüsterte er ihm zu: „Wie finden Sie meinen Styl? Er ist fließend, nicht wahr?“

„Sehr fließend . . . aber verzeihen Sie mir diese Bemerkung, es scheint mir, als folgen sehr viele weibliche Reime aufeinander?“

„O! das hat nichts zu sagen, im Gegentheile, das ist weicher. Wenn Sie sich die Mühe geben wollen, auf die Verse in der großen Oper, oder in der Opera Comique zu achten, so würden sie bemer-

„Ja, mein Herr . . . — O, das ist schön, das ist prächtige Musik . . . Auf meiner Guitarre fehlen zwei Saiten, sonst würde ich Sie begleiten; aber ich werde den Takt schlagen. Steigen Sie auf das Theater und singen Sie mit den nöthigen Bewegungen, ich werde die Ritornelle trillern.“

Josephine kletterte wieder auf die Bretter und sang ihre Arie aus den Bajadereu, indem sie alle dazu nöthigen Gesten machte. Der Gesang wurde von dem Professor und seinen Zöglingen beklatscht; Mademoiselle Josephine stieg mit strahlendem Antlitz wieder in das Zimmer herab.

„Wie finden Sie diese Stimme, Herr Berruchon?“ fragte der Professor, indem er sich an den dicken, tauben Mann wandte, und dieser versicherte, daß er nichts gehört habe.

„Ah, es ist richtig! Ich dachte nicht mehr daran,“ sagte Tristepatte; „Josephine, meine liebe Freundin, wollen Sie wohl die Güte haben, Ihre Arie noch einmal zu beginnen und sie diesmal in das Horn des Herrn Berruchon hineinzusingen, damit er über Ihr Talent urtheilen könne?“

Josephine, als folgsame Schülerin, näherte sich dem Lehnstuhle des Herrn Berruchon, der vormalige Violoncellist legte das Horn an sein Ohr und das Mädchen fing nochmals an, ihre Arie zu singen, indem sie ihren Mund an den Becher des Hörrohrs legte; da aber der alte Musiker noch nicht genug hörte, so neigte er sich und brachte das Rohr an das Gesicht der Sängerin, welche dasselbe jetzt fast

ganz darin versteckt hatte, wodurch sie in ihren Mouladen ein wenig gehindert wurde.

Währenddem wurde die Arie zu Ende gebracht, Berruchon warf sich wieder an den Rücken seines Lehnstuhls und sagte: „Eine sehr schöne Stimme! Ein sehr kräftiger Alt!“

„Ah, Sie finden, daß sie einen Alt hat,“ sagte der Professor, in das Hörrohr sprechend; „sie scheint mir eine sehr hohe Stimme . . . einen Sopran zu haben.“

„Durchaus nicht, mein Freund; das ist ein Alt, eine Bassstimme! Was sagen diese Herren dazu?“

„Ich,“ sagte der Doktor, „ich finde auch, daß das Fräulein eine sehr hohe Stimme hat; aber wenn diese erst durch ein Hörrohr schallt, so nimmt es mich gar nicht Wunder, daß sie in einen Alt übergeht.“

„Wohlan, meine Damen, nun ist die Reihe an Ihnen,“ sagte Tristepatte, sich zu den beiden Franzensmacherinnen wendend; „Sie wissen ohne Zweifel einige Arien auswendig?“

„Ah! ich glaube wohl, daß wir auswendig wissen! . . . Das ganze Repertoire der Mamsell Jenny Colon . . . die Arie des Herrn Acharb . . . Ah, wie liebe ich die Stimme des Herrn Acharb! . . . Nun, Phrasie, singe die Arie aus Commis und die Grisette.“

„Du wirst mir ausbelfen, wenn ich fallire.“

Als sich das junge Mädchen zu singen anschickte, nahm sie der Professor der Deklamation bei der

Hand, führte sie zu Herrn Berruçon, der sein Horn fest ans Ohr gedrückt hielt, und sagte zu ihr: „Haben Sie die Güte, sich ein wenig an das Hörrohr dieses Herrn zu neigen, damit er Sie hören kann.“

„Das wäre schön!“ sagte die Grisette, indem sie sich herumdrehte; „wollen Sie über mich lachen? Das wäre sehr bequem!... Glauben Sie, daß ich hieher gekommen bin, um in Hörner hineinsingen zu lernen?“

„Aber, mein Fräulein, meine Schülerin hat ja eben die Arie aus den Bajaderen: „Kein Auge wende ich ab,“ gut hineingesungen.“

„Ich weiß nicht, wie sie das angefangen hat, aber ich weiß, daß ich nicht in das Horn singe, ich!...“

„O, mein Gott! komm, Phrasie, wir wollen gehen. Die Klasse dieses Herrn kommt mir als ein schauderhafter Ort vor.“

„Schauderhaft, meine Klasse!“ rief Tristepatte, indem er sein Schnupstuch über sein Bein warf; „meine Damen, mäßigen Sie Ihre Ausdrücke, ich bitte Sie darum!“

„Ja, komm! O, wir werden noch immer so gut spielen, als diese Alle hier!... Ueberdies ist gar kein Mangel an Professoren... Aber kommt man denn in die Rue du Petit-Hurlleur, in den vierten Stock, um in ein Horn hineinsingen zu lernen?“

„Meine Damen, respektiren Sie meine Klasse; mein Talent ist bekannt, und ich...“

„O, ich glaube wohl, daß Sie bekannt sein müssen, seit der Zeit, daß Sie auf der Welt sind! Komm, Phrasie, wir wollen gehen, wir wollen keine Zaire spielen, im türkischen Costüme sieht man so häßlich aus; ich grüße Sie, meine Herren, meine Damen.“

Die beiden Frauenzimmer begaben sich hinweg, indem sie laut auflachten, während Triskepatte, roth vor Zorn, am Rande seiner Bühne auf- und abging und die Zöglinge über das, was ihr Professor so eben hatte anhören müssen, wie versteinert dastanden.

„Es gibt keine Sitten mehr . . . es gibt keinen Respekt mehr . . . es gibt kein Decorum mehr . . .“ murmelten die beiden alten Nachbarinnen, während Berruchon, der von Allem, was vorgegangen, kein Wort gehört hatte, fortwährend sich das Horn ans Ohr hielt, indem er schrie: „Wird mir Niemand etwas vorsingen?“

„Die Kleinen Unverschämten!“ sagte Madame Grignoux, „sie hätten eine Züchtigung verdient . . . Ich hätte ihnen gar zu gern die Ruthe gegeben.“

„Und ich auch,“ sagte der Krämerbursche; „um so mehr, als sie fortwährend gelacht haben, während ich den Chatillon spielte.“

„Ich wette,“ sagte Triskepatte, „daß einer meiner Collegen, der über den Erfolg meines Unterrichts eifersüchtig ist, mir aus Haß diese Frauenzimmer auf den Hals geschickt hat.“

Während dieser Unterredung erhoben sich Guerre-

ville und der Doktor von ihren Sizen; Julius hatte seine Leinwandhülle abgelegt, sich den Rock wieder angezogen und den Hut genommen; er nahm Abschied von dem Professor, der ihm die Hand drückte, indem er ihm noch sagte: Mein lieber Freund, ich bin entzückt von Ihnen, Sie werden es weit bringen, ich stehe Ihnen dafür; mit Hülfe meines Unterrichts werden Sie noch auf unsern ersten Theatern glänzen."

Dann wandte sich Tristepatte an Guerreville und sagte zu ihm: „Kann ich wohl so glücklich sein, zu glauben, daß Sie und Ihr Freund an meinen Vorstellungen einiges Vergnügen gefunden haben?“

„Sehr viel, mein Herr, sehr viel Vergnügen!“ entgegnete der Doktor, „und ich versichere Sie, daß ich diesen Morgen nie vergessen werde.“

„Wenn mir diese Herren die Ehre geben wollten, wieder zu kommen, so würde ich mich durch die Gegenwart so ausgezeichneten Kunstliebhaber sehr geschmeichelt fühlen.“

Diese Worte waren von unzähligen Bücklingen begleitet, und Tristepatte fuhr auf diese Art fort, bis er sie an die Treppe geleitet hatte.

Endlich trat Guerreville und sein Freund aus dem Hause des Professors der Deklamation; der junge Julius begleitete sie auf die Straße und ging noch einige Schritte neben dem Freunde seiner Mutter her: man sah es ihm an, daß er vor Begierde brannte, Guerreville zu fragen, was er über seine Anlagen für die Bühne urtheile; doch er wußte

nicht, wie er das Gespräch anknüpfen sollte, obgleich die Schmeicheleien seines Lehrers ihm viel Vertrauen zu seinem Talente eingeflößt hatten.

Jenneval bemerkte die Verlegenheit des jungen Mannes und sagte im Weggehen zu Guerreville mit halblauter Stimme: „Nun gut . . . sagen Sie nichts zu dem Zöglinge des Herrn Tristepatte, oder wollen Sie, daß ich mit ihm spreche? Der junge Mann möchte doch gern wissen, was Sie von seinem Talente halten.“

„Von seinem Talent! . . . Armer Bursche! . . . O, seine Mutter hatte sehr Recht!“

Endlich gelangten sie auf die Boulevards; Guerreville hielt seine Schritte an. Julius ging immer in einiger Entfernung von ihm, aber sein Gesicht hatte sich verfinstert, weil man nicht mit ihm sprach; endlich wandte sich Guerreville nach seiner Seite und richtete das Wort an ihn: „Herr Julius, haben Sie noch immer Lust, Schauspieler zu werden?“

„Ohne Zweifel, mein Herr.“

„Allein Sie haben Unrecht, sehr Unrecht.“

„Wie, mein Herr, Sie finden keine Anlagen in mir?“

„Gar keine.“

„Indeß, mein Professor . . .“

„Ihr Professor ist ein Narr, den ich für unfähig halte, Sie in dem zu unterrichten, was er selbst nie gekonnt hat.“

Der arme Julius war wie versteinert; er hatte Schmeicheleien erwartet und man sagte ihm ohne

Umstände, daß er nicht die mindeste Anlage für das Theater gezeigt habe. Die Röthe stieg ihm ins Gesicht, er schwieg jedoch, schlug die Augen nieder und ging weiter.

Der Doktor näherte sich dem jungen Mann, dessen Illusionen alle eben vernichtet worden waren, und sprach zu ihm, indem er ihn sanft unter dem Arm faßte: „Sehen Sie, mein lieber Julius, Sie sind noch sehr jung: gestatten Sie, daß ich Ihnen einen Rath gebe?“

„Ich werde Sie anhören, mein Herr.“

„Ich will mir nicht erlauben, über Ihren Beruf für das Theater zu urtheilen, mein Ausspruch in dieser Beziehung dürfte selbst nicht competent sein; aber ich bin Arzt, und als solcher will ich zu Ihnen sprechen: Sie sind mit sehr zarten Lungen begabt, glauben Sie mir und gehen Sie nicht zum Theater, Ihre Gesundheit würde dadurch sehr leiden und vielleicht würden Sie die Anstrengung gar nicht aushalten können, die Sie machen müßten, um ein großer Künstler zu werden. . . . Ueberlegen Sie das wohl. In Ihrem Alter scheint Einem das Leben so lang, so schön. . . . Statt es durch immer von Neuem sich wiederholende Anstrengungen abzukürzen, wäre es da nicht besser, wenn Sie es durch passende Genüsse stärkten?“

„O, mein Herr, mein Leben würde sehr traurig sein, wenn ich Parfümeur bliebe.“

„Können Sie denn gar nicht Anderes werden, als Parfümeriehändler oder Schauspieler? Gibt

es nicht in den Künsten selbst noch tausend andere Wege, die Sie verfolgen können? . . . Herr Guerreville interessirt sich für Sie . . . er wird Sie leiten; seine Rathschläge müssen Sie befolgen."

"Sie glauben, daß Herr Guerreville Antheil an mir nimmt? . . . O, wie glücklich würde ich sein, wenn dem so wäre! . . . Meine Mutter hat mir so dringend empfohlen, alle meine Kräfte aufzubieten, um seine Freundschaft zu verdienen. Aber Herr Guerreville hat manchmal eine so strenge Miene, welche mich einschüchtert."

"Herr Julius, wenn Sie erst mehr Weltkenntnis haben, so wird es Ihnen klar werden, daß es besser ist, bisweilen strengen Mienen zu begegnen, die Ihnen die Wahrheit sagen, als lächelnden, die Sie belügen."

"O, ohne Zweifel, mein Herr; aber . . . trotzdem wage ich es nicht, zu glauben . . . Sie sehen ja, daß Herr Guerreville jetzt kein Wort mehr von mir sagt. Ich will Sie verlassen, denn ich befürchte, ihn zu belästigen."

"O, er ist oft zerstreut, träumerisch . . . Er hat Kummer, den man berücksichtigen muß."

"Kummer! O, Sie glauben, er habe Kummer?"

"Ich weiß es gewiß."

"Ah! dann bin ich ihm viel Dank dafür schuldig, daß er so gütig war, heute zu meiner Deklamationslehre zu kommen."

"Ja, er hat Ihnen dadurch ein großes Opfer gebracht, und dies beweist, daß er Theil an Ihnen

nimmt; um sich diese Theilnahme zu erhalten, müssen Sie dem Theater entsagen."

"Dem Theater entsagen . . . Ach, mein Herr, welches Opfer! Aber, ich werde sehen . . . ich werde überlegen . . . Adieu, mein Herr!"

Julius grüßte den Doktor, dann sagte er mehrmale zu Guerreville: Adieu! und da er keine Antwort erhielt, grüßte er ihn ehrerbietig und entfernte sich.

"Armer Bursche!" sagte Jenneval zu sich; "ich habe ihn versichert, Guerreville interessire sich für ihn; aber ich glaube, ich bin zu weit gegangen."

Und sich Guerreville nähernd, sagte der Doktor zu ihm: "Nun, er hat uns verlassen . . . Er ist ganz trostlos weggegangen über das, was Sie ihm gesagt haben."

"Wer ist dies?" fragte Guerreville mit erstaunter Miene, aus seinen Träumereien erwachend.

"Wer sonst als Herr Julius, der junge Mann, den seine Mutter Ihnen empfohlen hat."

"Ach! Verzeihung . . . Verzeihung, Doktor! . . . Ach ja, Julius! . . . Ich hatte ihn vergessen!"

"Das sah ich wohl," sagte Jenneval zu sich selbst; "ein einziges Gefühl nimmt sein Herz so sehr in Anspruch, daß kein anderes mehr Platz darin hat."

## Fünftes Kapitel.

Die Damen Dolbert.

In einem sehr schönen Salon, dessen Fenster nach dem Boulevard de la Madeleine gingen, saß eine alte, elegant gekleidete Dame auf einem Divan; ihr Rücken und ihre Arme waren mit Kissen umgeben, die Füße hatte sie auf ein schönes, mit Stickereien eingefasstes Tabouret gestellt. Ein Buch lag zur Seite der alten Dame, die ihre Lektüre öfters unterbrach, um in ein kleines Seitenzimmer zu blicken, dessen Thüre weit geöffnet war.

Dieses kleine, mit weißem Kaschemir austapezirte Zimmer war mit allen kleinen Kostbarkeiten und phantastischen Spielereien angefüllt, welche erfunden worden sind, um den Mußestunden einer Frau einigen Reiz zu verleihen. Lackirte Tische waren mit Schachteln, Kleinigkeiten für den täglichen Gebrauch, Tabletten, Andenken und mit allem dem zum Malen und Zeichnen nöthigen Material bedeckt. An der Seite eines Dintenfasses von Perlmutter erblickte man einen niedlichen Affen aus Porzellan; neben einer Arbeitstoilette war Poustro oder ein neues Spiel. Dieses liebliche Zimmer war das Boudoir Stephaniens, der Enkeltochter von Madame Dolbert.

Stephanie war erst sechszehn Jahre alt; es war ein herrliches Mädchen, blond, rosig, lieblich und voll Grazie; mit ihrem schönen griechischen Profil, mit ihren dicken Haarflechten à la Clotilde, erinnerte

Stephanie an die lieblichen Burgfräulein, welche wir in den Gemälden aus dem Mittelalter damit beschäftigt sehen, ihren Rittern eine Schärpe zu fassen; besonders aber gefiel an dem jungen Mädchen eine gewisse Offenheit, eine echt kindliche Heiterkeit, welche die sichersten Beweise von ihrem Mangel an Koketterie und ihrer Anspruchslosigkeit waren.

Stephanie trug einen feinen Ueberrock von weißem Mouffelin, lag auf den Knieen und war damit beschäftigt, eine hübsche Puppe anzukleiden, welche ein kleines Mädchen von sechs bis sieben Jahren hielt; dieses kleine Mädchen, ebenso elegant gekleidet wie Stephanie, war dasselbe, welches einst einen Rock aus grober Leinwand getragen und nur eine schlechte, sehr abgenützte Schürze hatte und in einer Dachkammer wohnte, in der es ihr oft an dem Nöthigsten gebrach. Es war die kleine Zizine, welche bei Stephanie Dolbert so sehr in Gunst gekommen, die jetzt mit ihr zusammenwohnte; trotz des Unterschiedes ihrer Kleidung und ihrer Lebensweise aber war es noch immer die kleine, blaße, niedliche Gestalt mit dem ausdrucksvollen Gesichte, welches einen ihr Alter weit überschreitenden Verstand anzeigte.

Stephanie, die in Folge ihres Charakters, vielleicht noch mehr Kind war, als ihre kleine Freundin, fand viel Vergnügen daran, die Puppe zu puzen, und bald setzte sie sich mitten ins Zimmer nieder, ohne zu fürchten, daß ihr schöner Anzug darunter

Leiden müßte, oder sie rutschte auf den Knieen hin und verfolgte Zizine, welche fortlief und sich hinter einem Schrank verbarg, und wenn man sich erschaschte, dann gab es ein schallendes Gelächter, so offen, so glücklich, daß man es bedauert haben würde, die liebenswürdige Stephanie vernünftiger zu sehen.

Seitdem Zizine bei Madame Dolbert wohnte, flossen ihre Tage unter diesen unschuldigen Vergnügungen dahin, welche dann und wann nur durch eine Stunde in der Musik, im Schreiben oder Zeichnen unterbrochen wurden. Stephanie, welche mannigfache Talente besaß, hat es über sich nehmen wollen, ihren kleinen Schützling darin zu unterrichten, und die Schülerin, welche die glücklichsten Anlagen befundete, war manchmal gefeßter als ihre Lehrerin, die nur zu oft von dem Unterrichte aufsprang, um sich zu irgend einer Spielerei zu begeben. Das Kind zeigte ein lebhaftes Verlangen, zu lernen; es schien, als wollte Zizine beweisen, daß sie dessen, was man für sie that, auch würdig sei, und oft war Stephanie genöthigt, zu ihr zu sagen, arbeite nicht so sehr, meine Kleine, Du wirst Dich ermüden. Zizine aber entgegnete: O! das Lernen macht mich nicht müde!... und ich möchte gern Alles so vollkommen wissen wie Sie!... Mein Papa Jerome wird sehr vergnügt sein, sehr staunen, wenn er mich Clavier spielen hört!...

Stephanie ging weder ins Theater noch spazieren, ohne ihre kleine Freundin mitzunehmen; sie

langweilte sich auf einem Balle, in einer Soirée, weil Zizine nicht dabei war. Madame Dolbert, die ihre Enkelin anbetete und ihr immer viel nachgegeben hatte, widersprach ihr in keiner Sache. Stephanie hatte gewollt, ihr Günstling sollte wie sie gekleidet sein, ihr Bett sollte an der Seite des ihrigen stehen, es sollte ihr an nichts mangeln; die gute Großmutter hatte Alles bewilligt, so daß Zizine behandelt wurde, wie wenn sie zur Familie gehörte.

Aber dieses neue Glück, diese Umwandlung ihrer Lage, ließen das Kind die Bodenkammer, in der es einst gewohnt hatte, und den Wasserträger Jerome nicht vergessen; sie sprach oft davon; sie wurde unruhig, wenn ihr Vater sie lange Zeit nicht besucht hatte, und manchmal mußte Stephanie alle ihre Beredsamkeit anwenden und ihre Liebkosungen verdoppeln, um Zizine vom Weinen abzuhalten, weil sie an ihren armen Vater dachte.

Stephanie hatte eben zu Zizinens Zerstreuung, welche tief aufseufzte und sagte, ihr Vater hätte sie schon seit geraumer Zeit nicht mehr besucht, die Puppe zur Hand genommen, die im Boudoir angekleidet wurde. Die Traurigkeit des Kindes hatte sich rasch zerstreut; es war noch in dem glücklichen Alter, wo Lachen und Weinen so nahe an einander grenzen, und Stephanie, entzückt, sie wieder heiter zu sehen, gab sich all den Ausgelassenheiten hin, die ihr durch den Kopf fuhren.

„Wie! meine Tochter, Du kniest noch auf dem

Boden!" sprach Madame Dolbert, indem sie ihre Blicke nach dem kleinen Zimmer richtete.

"Ja, gute Mama, ich bin auf den Knien . . . So ist es mir bequemer, um unsere Puppe anzuziehen."

"Aber Stephanie, Du bist nicht mehr in dem Alter, um noch mit einer Puppe zu spielen . . ."

"Warum dies, gute Mama? Ich werde damit spielen, so lange mich dies amüßirt! . . . und es wird mich immer amüsiren."

"Bedenke doch, Stephanie, daß Du in drei Monaten siebzehn Jahre alt wirst."

"Das ist mir ganz gleich . . . Muß man denn, wenn man groß wird, dem entsagen, was einem Freude macht? . . . O! dann, liebe Mama, möchte ich es vorziehen, mein ganzes Leben hindurch klein zu bleiben, wie Zizine, meine kleine Zizine, die mir versprochen hat, nicht groß zu werden, um immer mit mir zu spielen."

Und Stephanie schlang ihre Arme um den Hals des Kindes, und zog es in einer zärtlichen Umarmung an sich.

"Zizine ist vernünftiger als Du," versetzte Madame Dolbert, "und wenn sie Dein Alter haben wird, bin ich sicher, daß sie mit keiner Puppe mehr spielen wird."

"Zizine ist viel zu vernünftig, ich weiß es wohl, deshalb bringe ich sie zum Spielen, deshalb mache ich sie lachen . . . denn ich fürchte; sie langweilt sich bei uns und möchte uns verlassen wollen . . . und

dann, dann würde ich vor Kummer sterben! Hörst Du, Zizine?"

"O! nein! . . . ich will Dich nicht verlassen; ich liebe Dich sehr," sagte die Kleine, indem sie sich ihrerseits in die Arme ihrer jungen Wohlthäterin warf; „aber ich finde, daß es schon sehr lange ist, seitdem ich meinen Papa nicht gesehen habe . . . Wenn er krank wäre . . . dann müßte man mich gehen lassen, um ihn zu pflegen.“

„Ja, ohne Zweifel; aber sei ruhig, er ist nicht krank; ich habe mich vor einigen Tagen nach ihm erkundigt.“

„Wirklich?"

„O! ich lüge niemals. . . frage die gute Mama. . .“

„Warum kommt er alsdann nicht?"

„Weil er keine Zeit hat. Sein harter Stand eines Wasserträgers hält ihn davon ab. . . Du weißt nicht, Zizine, daß ich Deinem Vater, als er das leßtemal hier war, den Vorschlag gemacht habe, seine Hantirung aufzugeben. . . Die gute Mama hätte ihm Geld gegeben, um zu leben, und dann. . . hätte er thun können, was er gewollt hätte. . . dann hätte er Zeit genug gehabt, Dich zu besuchen; aber Jerome hat es mir abgeschlagen, indem er sagte: Mademoiselle, Sie sind sehr gütig, erweisen Sie meiner Zinzinette Gutes, dann bin ich einverstanden, aber ich, ich habe die Kraft zu arbeiten, und ich würde ein Taugenichts sein, wenn ich Ihr Anerbieten annähme. Das war recht häßlich, mir dies abzuschlagen, nicht wahr? . . .“

Die Kleine schlug die Augen nieder, schien verlegen zu sein und schwieg; denn sie fühlte in der Tiefe ihrer Seele, daß ihr Vater geantwortet hatte wie er mußte, aber die gute Mama rief: „Jerome ist ein braver Mann, und seine abschlägige Antwort beweist mir, daß er verdient, daß man sich für ihn interessirt.“

„Ja, ein braver Mann! . . . Das ist sehr gut,“ sagte Stephanie spöttisch; „aber, wenn er es dennoch angenommen hätte, wäre Zizine jetzt vergnügter.“

„Stephanie, Du verlangst, daß sich alle Welt nach Deinem Willen füge. Du überlegst nicht, meine Liebe, daß Jerome in der Tiefe seiner Seele einen edleren Stolz trägt, den er nicht bloß stellen darf.“

Stephanie erwiderte nichts; aber sie erhob sich, nahm Zizine an der Hand, und indem sie dieselbe in den Salon hineinzog, tanzte sie einen Galopp mit ihr, bis Beide, von der Anstrengung erschöpft, auf den Divan neben der Großmutter hinsanken.

Die Bekannten der Madame Dolbert erstaunten manchmal, wenn sie deren Enkelin noch wie ein Kind spielen sahen, aber wenn man sie darauf aufmerksam machte, entgegnete die gute Mama lächelnd: „Ich sehe nichts Schlimmes darinnen, daß sie so lange als möglich noch Kind bleibt! . . . Es wird der Augenblick nur zu schnell herankommen, in welchem ihre unschuldigen Vergnügungen keinen Reiz mehr für sie haben werden; meine Enkelin hat als einzige Stütze nur mich: Sollte ich, um meine

Würde geltend zu machen, sie auszanken, wenn sie lacht und glücklich scheint, ihr befehlen, sich vor den Leuten hübsch gerade zu halten, eine nachdenkliche Miene, eine ernste Haltung anzunehmen, damit man von ihrem Verstande eine hohe Meinung habe... O! nein, ich will ihr durchaus keinen Zwang anthun. Stephanie ist hübsch, sie hat Vermögen... Es wird nur zu bald Einer kommen, der ihr Vermögen wird mit ihr theilen wollen."

Was die gute Mama vorausgesehen hatte, ging auch bald in Erfüllung. Eine alte Freundin der Madame Dolbert gab einen großen Ball, Stephanie und ihre Großmutter erhielten dringende Einladungen. Madame Dolbert, die nur darauf bedacht war, ihrer Enkelin Vergnügen zu machen, und die glücklich war, wenn sie die Lobreden hörte, die man deren Schönheit machte, hatte versprochen, sich auf dem Balle einzufinden.

Aber Stephanie sagte sogleich: ich will nicht auf diesen Ball gehen, außer wenn man mir erlaubt, meine Zizine mitzubringen.

„Mein liebes Kind,“ sprach Madame Dolbert, „was Du verlangst, kann nicht sein; wir können diese Kleine nicht mit uns in die große Welt nehmen, daß sie hier immer in Deiner Nähe sei, will ich wohl leiden, aber bei Fremden dürfen wir uns nicht erlauben, die Tochter Jerome's, des Wasserträgers, einzuführen.“

„Und warum dies, gute Mama? Du weißt, daß Zizine überall so klug und vernünftig ist.“

„Das macht nichts, es wäre unschicklich; und wenn ich es Dir abschlage, kannst Du Dir wohl denken, daß es durchaus unmöglich ist.“

„Nun gut! Alsdann schlage ich es auch ab, auf diesen Ball zu gehen, wohin ich meine kleine Freundin nicht mitnehmen kann.“

Madame Dolbert bestand nicht darauf, doch war ihr dieser abschlägige Bescheid sehr zuwider, weil der Ball von einer ihrer ältesten Bekanntinnen gegeben wurde, und weil sie wußte, daß dies Stephanie zu Ehren geschah, welche durch ihre Liebenswürdigkeit und ihre Gestalt die allgemeinste Bewunderung erregte.

Aber die kleine Zizine hatte, in einem Winkel des Saals sitzend, keines dieser Worte verloren, während sie selbst mäuschenstille war und sich niemals erlaubte, sich in ein Gespräch zu mischen. Doch als sie Stephanie allein sah, näherte sie sich derselben und sagte zu ihr: „Ich bitte Dich darum, meine liebe Freundin, gehe mit Deiner Großmutter auf den Ball, ohne dies muß sie ja denken, ich wäre Schuld daran, daß Du Dir kein Vergnügen gestattest . . . dann wird sie mich nicht mehr so lieb haben . . . das würde mich recht betrüben.“

Stephanie umarmte das kleine Mädchen, indem sie sagte: „Wie gut Du bist! . . . ich thue doch sehr wohl daran, Dich zu lieben! . . .“ Dann lief sie zu Madame Dolbert und sagte zu ihr: sie wolle auf den Ball gehen.

Man beschäftigte sich sogleich mit den Vorberei-

tungen für Stephaniens Toilette, denn Madame Dolbert wollte, daß ihre Enkelin ebensowohl durch ihren Puß, als durch ihre Schönheit glänzen sollte. Nichts wurde vernachlässigt, um diejenige noch auszuschnücken, welche die Natur so wohlgefällig mit ihren Gaben überschüttet hatte. Der Tag des Balles kam, Stephanie mit eben so vielem Geschmuck als Pracht gekleidet, sah wie eine Nymphe aus, die im Begriffe steht, sich in die Wolken zu erheben. Jeder bewunderte sie, und Zizine lief fortwährend um sie herum, indem sie ausrief: „O, wie schön Du bist.“

Stephanie allein schien gleichgültig für die Wirkung, welche ihr Puß hervorbrachte; sie stieß, während sie sich im Spiegel betrachtete, leichte Seufzer aus und murmelte: das war auch der Mühe werth, so große Toilette zu machen, ich werde mich langweilen, ich bin es gewiß.

Als endlich die Stunde herangekommen war, daß sie zum Balle fahren sollte, machte Stephanie immer noch eine unwillige Miene und umarmte Zizine, indem sie sagte: „Adieu, morgen werden wir uns gut amüsiren . . . Wir werden unsere Puppe ganz so anziehen, wie ich jetzt gekleidet bin.“

Ein Gemurmel des Erstaunens erhob sich bei dem Eintritt der Damen Dolbert. Die gute Mama war so glücklich, als hätten alle Complimente ihr gegolten. In einem gewissen Alter genießt man die Triumphe seiner Kinder, sobald man keinen Anspruch darauf macht, selbst noch jung zu erscheinen, sein Alter zu verhehlen und sich zu schmeicheln, man

mache noch Eroberungen; in diesem Falle macht man sich nur lächerlich und bleibt verlassen in irgend einem Winkel sitzen.

Unter den zahllosen Bewunderern von Stephanie, schien besonders ein Herr von ungefähr dreißig Jahren, den man aber noch einen jungen Mann nennen konnte, weil er kaum fünfundzwanzig Jahre alt zu sein schien, von den Reizen des Fräulein Dolbert lebhaft ergriffen zu sein.

Dieser Herr war auch recht hübsch; groß, edel gebaut, elegant; sein geistreiches, ausgezeichnetes Gesicht war oft ernst, was in Verbindung mit der eigenthümlichen Blässe seiner Gesichtsfarbe, seinen Zügen einen Anstrich von Schwermuth gab, der schon für ihn einnahm; aber wenn er lächelte, so hatten seine Augen einen schwer zu beschreibenden Ausdruck, einen Ausdruck, den die Frauen besser verstehen mußten als die Männer, der sie aber dennoch niemals verlesen konnte.

Emil Delaberge, dies war der Name dieses Herrn, forderte Stephanie bald zum Tanze auf, dabei wechselte er jedoch mit ihr nur einige unbedeutende Worte, indem er sich damit zu begnügen schien, seine Tänzerin zu bewundern.

Beim zweiten Tanze bemühte sich der junge Mann, Stephanie zum Sprechen zu bringen: diese antwortete ihm mit der Milde, mit der lebenswürdigen Offenheit, die sich schon auf ihren Zügen aussprach. Emil sah auf der Stelle, daß er es mit keiner Kokette zu thun hatte, und daß alle jene

Nichtsagenden, welche sich auf den Bällen breit machen, auf seine schöne Tänzerin sehr wenig Eindruck machen würden.

Stephanie tanzte zum drittenmale mit Delaberge, als Madame Dolbert, die gerade neben der Frau vom Hause saß, diese fragte, wer der Herr wäre, der mit ihrer Enkelin tanze.

„Es ist Herr Emil Delaberge,“ entgegnete die Dame, ein junger Mann aus sehr guter Familie... „Doch, meine liebe Freundin, Sie müssen ja seine Tante gekannt haben, die Frau von Marville... welche vor fünf Jahren gestorben ist.“

„Ja, ich kannte Frau von Marville... Ah! dieser junge Mann ist ihr Neffe?“

„Ja! Er hatte schon fünfundzwanzigtausend Franken jährlicher Renten, die ihm sein Vater hinterlassen hatte; von seiner Tante, die nicht verheirathet war, hat er noch zweimal so viel geerbt; er ist daher sehr reich und noch ledig, obgleich er nah an den dreißiger Jahren ist, was man ihm gar nicht ansieht... Er ist noch so jugendlich. Es ist ein charmanter Cavalier... der überall gern gesehen wird... Reich, von guter Familie und noch unverheirathet... O! wenn er sich heirathen wollte, er hätte nur zu wählen... Er ist lange Zeit gereist, erst seit dem Tode seiner Tante scheint er sich in Paris niedergelassen zu haben.“

Während dieser Unterhaltung wechselte Emil Delaberge einige Worte mit einem jungen Manne,

der sich den Tanzenden genähert hatte, um Stephanie genauer zu betrachten.

„Sie sind glücklich, mein lieber Emil,“ sagte der neu Hinzugekommene; „Sie tanzen mit der schönsten Dame des Balles . . . und es scheint mir, es sei diesen Abend nicht das erstemal.“

„Wahrhaftig . . . ich habe schon das Vergnügen gehabt . . . Es ist ein allerliebstes Mädchen . . . Wer ist sie . . . Wissen Sie es?“

„Gewiß, es ist die Enkelin der Madame Dolbert, der alten Dame, welche dort unten sitzt . . . und die Sie in diesem Augenblick betrachtet; der Vater der schönen Stephanie war in der Magistratur. Er war ein sehr achtungswerther Mann, von großem Verdienste; aber er und seine Frau starben sehr jung und überließen die kleine Stephanie der Fürsorge ihrer Großmutter, die übrigens vernarrt in sie ist und sie, wie man sagt, machen läßt, was sie will . . . Die junge Dame wird zum wenigsten zwanzigtausend Franken jährlicher Einkünfte haben: Das ist eine schöne Partie; aber für Sie, Delaberge, der Sie ein Nabob, ein Krösus sind, der eine Provinz erheirathen könnte, ist es nicht genug; lassen Sie daher uns dem Fräulein Dolbert den Hof machen und stellen Sie sich nicht unsern Hoffnungen in den Weg! . . . Sie sind ein sehr gefährlicher Nebenbuhler! . . . Sobald Sie erscheinen, achtet man nicht mehr auf uns Andern, deren Glück oft nur in der Hoffnung beruht . . . Man hat nur Augen für Sie, und die Mütter werden Ihnen am

Ende noch die Hand Ihrer Töchter anbieten, so sehr sind Sie nach einer Verbindung mit Ihnen begierig... Heirathen Sie doch endlich einmal, Delaberge, damit nicht mehr alle Wünsche nach Ihnen allein gerichtet sind."

Emil entgegnete lächelnd: „Es hat keine Eile... Ich befinde mich sehr wohl in meiner Lage! . . .“

„O! meiner Treu, mein Lieber, Sie haben sehr Recht! . . . Und Eifersucht bei Seite, gestehe ich Ihnen, daß ich an Ihrer Stelle mich niemals verheirathen würde! . . . Oder ich müßte leidenschaftlich verliebt sein . . . Aber ein Mann, dem die Triumphe so leicht werden, verliebt sich selten.“

Die Unterhaltung wurde nicht weiter geführt, der Contretanz war zu Ende, und der Tänzer von Stephanie verließ sie, nachdem er sie zu ihrer Großmutter zurückgebracht hatte. Emil wandte indes keinen Blick von seiner schönen Tänzerin ab, während er doch die Sorgfalt, die er auf Ihre Betrachtung verwendete, zu verbergen suchte. Er hatte zu viel Geist und Takt, um ein allgemeines Aufsehen zu geben, um denjenigen jungen Leuten nachzuahmen, welche glauben, um die Eroberung einer Dame zu machen, müsse man ihr vor aller Welt zu verstehen geben, man sei in sie verliebt, und das Mittel, ihr zu gefallen, bestehe darin, sich auf eine Art vor sie hinzustellen, daß sie die Augen nicht aufschlagen kann, ohne den Blicken zu begegnen, die hartnäckig auf die ihrigen gerichtet sind.

Gegen die Mitte der Soirée hatte Stephanie

bereits mit mehren jungen Leuten getanzt, die ihr Alle zu gefallen geglaubt hatten, wenn sie sie mit Schmeicheleien überhäufte, jeder dieser Herrn suchte immer seinen Vorgänger in Complimenten zu überbieten. Jeder schmeichelte sich, liebenswürdiger zu erscheinen, um sich seiner Tänzerin bemerklicher zu machen, indem er ihre Reize und ihr Benehmen bis in die Wolken erhob. Aber weit entfernt davon, hatten es die jungen Leute nur dahin gebracht, Stephanie zu langweilen, welche, betäubt von ihrem Geplauder, eben einen Contretanz ausschlug, um bei Madame Dolbert zu bleiben.

„Solltest Du schon müde sein? ... Willst Du, daß wir den Ball verlassen?“ sagte die Großmutter zu ihrer Enkelin.

„Nein, gute Mama, das ist es nicht ... aber sehen Sie, alle diese Herren, mit denen ich tanze, wiederholen mir immer dasselbe ... und das langweilt mich.“

„Was sagen sie Dir denn?“

„Daß ich reizend, daß ich die Schönste auf dem Balle sei! ... Daß ich tanze wie ein Engel ... daß ich voll Grazie wäre! ...“

„Ah! mein Gott! und deshalb schlägst Du den Tanz aus,“ sprach Madame Dolbert lächelnd.

„Ja, gute Mama! ... sie sagen mir immer dasselbe. Uebrigens ist es nicht wahr, ich bin gewiß nicht die Schönste auf dem Balle, und es sind noch viele Fräulein da, die besser tanzen als ich ... Nicht wahr, gute Mama?“

„Das ist möglich; aber ich sehe nicht ein, warum man sich ärgern soll, wenn man einem sagt, daß man schön sei . . . In Gesellschaft, meine Tochter, glauben die Herren den Damen Artigkeit sagen zu müssen . . . das ist so gebräuchlich.“

„Das bleibt sich gleich, sie sollten doch nicht wenigstens Alle das nämliche thun.“

„Würdest Du es lieber haben, daß man Dir sagte, Du wärest häßlich? . . .“

„Aber ich glaube, das würde mir doch wenigstens komisch vorkommen . . . ich würde darüber lachen müssen.“

„Und alle diese Herrn haben doch gefunden, daß Du gut tanzeest? . . .“

„Mein Gott, ja . . . Ah! Es ist nur ein Einziger, ja, ein Einziger, der mir keine Complimente gemacht hat . . . deshalb habe ich mir diesen auch gemerkt . . . Ich ziehe ihn allen Andern vor.“

„Welcher ist es denn?“

„Gute Mama, es ist ein Herr, mit dem ich mehremal getanzt habe . . . Er hat sich mit mir unterhalten, aber nicht wie die Andern, um mir zu sagen: mein Fräulein, Sie tanzen unvergleichlich! oder: mein Fräulein, Sie sind voll Liebenswürdigkeit! Er hat mir über die Soirée, über die Vergnügungen des Winters gesprochen, er hat mich gefragt, ob ich musikalisch wäre . . . dann noch verschiedene Dinge . . . dies war doch wenigstens abwechselnd.“

„Zeige mir doch den Herrn . . .“

„Warten Sie, gute Mama, er geht so eben hier auf und ab . . . Ah! Sehen Sie, ich bemerkte ihn . . . Es ist der Herr . . . der . . .“

Hier hielt Stephanie inne, dann schlug sie die Augen nieder und sagte mit leiser Stimme: es ist der Herr, der auf uns zukommt.

In diesem Augenblicke näherte sich die Frau vom Hause, Emil Delaberge an der Hand führend, Madame Dolbert, um ihr denselben vorzustellen.

„Meine liebe Freundin, wollen Sie mir erlauben, Ihnen Herrn Emil Delaberge vorzustellen, den Neffen jener liebenswürdigen Frau von Marville, die wir so sehr liebten, Sie und ich.“

Madame Dolbert empfing den Neffen ihrer ehemaligen Freundin sehr artig. Die ausgezeichneten Manieren Emils sprachen zu seinen Gunsten; und wenn er liebenswürdig sein wollte, so war es sehr schwer, dem Reiz seiner Unterhaltung zu widerstehen. Der junge Mann gab auf eine achtungsvolle Weise Madame Dolbert zu verstehen, wie sehr er sich geschmeichelt fühlen werde, die Bekanntschaft einer Freundin seiner seligen Tante fortzusetzen, und die Großmutter von Stephanie, welche diese Bitte ganz natürlich fand, entgegnete Herrn Emil Delaberge, daß sie ihn stets mit Vergnügen bei sich sehen würde.

Emil dankte Madame Dolbert sehr für die ihm bewilligte Gunst und heftete seine Blicke in diesem Augenblicke auf Stephanie, welche erröthete und die Augen niederschlug, ohne zu wissen warum.

Emil nahm von den Damen Abschied. Man tanzte noch, aber, fast in demselben Augenblick, bezeigte Stephanie Madame Dolbert den Wunsch, sich nach Hause zu begeben.

Diese, nachdem sie all die gewöhnliche Sorgfalt angewendet hatte, ihre Enkelin vor Erkältung zu schützen, stieg mit ihr in den Wagen, der Beide nach ihrer Wohnung trug.

Den andern Morgen lauerte die kleine Zizine auf das Erwachen ihrer jungen Beschützerin; das Kind hatte, während ihrer Abwesenheit, seine Puppe ganz so angezogen, wie Stephanie zum Balle geschmückt war; sie dachte ihrer guten Freundin eine angenehme Ueberraschung zu bereiten, und sich ganz nahe an deren Bett setzend, hielt sie die schöne Puppe auf den Knien und wartete schweigend, bis Stephanie die Augen öffnen würde.

Der ersehnte Augenblick erschien endlich; das junge Mädchen murmelte einige Worte, Zizine lief an sie heran und umarmte sie; endlich zeigte sie ihr die Puppe, indem sie sagte: sieh, wie schön Du gestern warst.

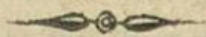
Stephanie lächelte, aber sie brach in kein Gelächter aus, wie sie es gewöhnlich zu thun pflegte, wenn sie mit ihrer kleinen Freundin spielte; man möchte sogar sagen, daß sie ihre Puppe mit Gleichgültigkeit betrachtete.

Als Stephanie aufgestanden war, erzählte sie Zizinen Alles, was den Abend vorher auf dem Balle vorgegangen war; und im Verlauf des ganzen

Tags sprach sie von nichts Anderem. Und als ihr Zizine vorschlug, mit der Puppe zu spielen, schlug es ihr Stephanie ab und bemerkte, das würde sie nicht amüsiren. Die kleine Zizine, ganz erstaunt, sagte zu ihr: „Es amüfirte Dich doch gestern so sehr!...“

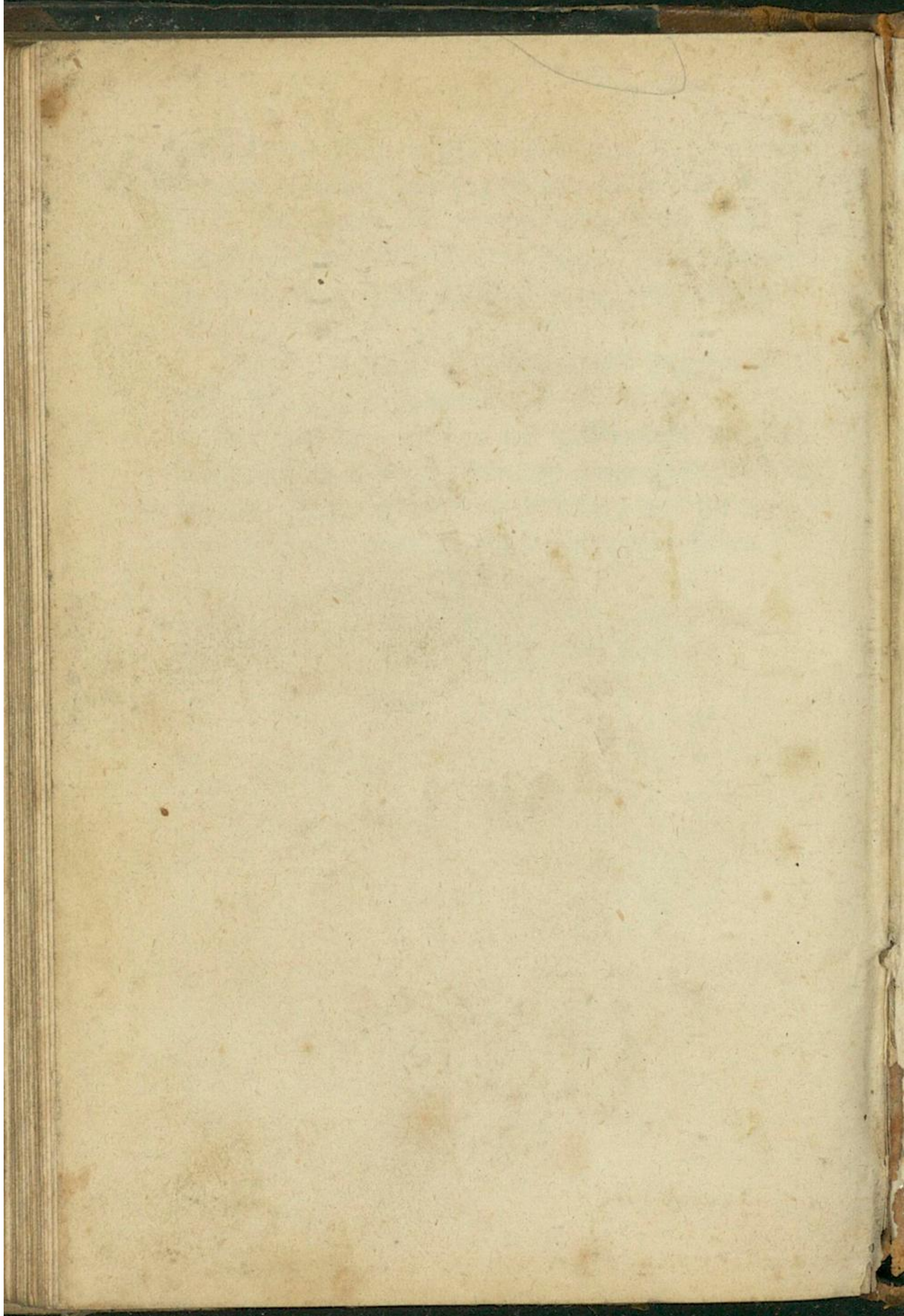
„Ja... gestern...“ stammelte Stephanie in einer Art von Träumerei.

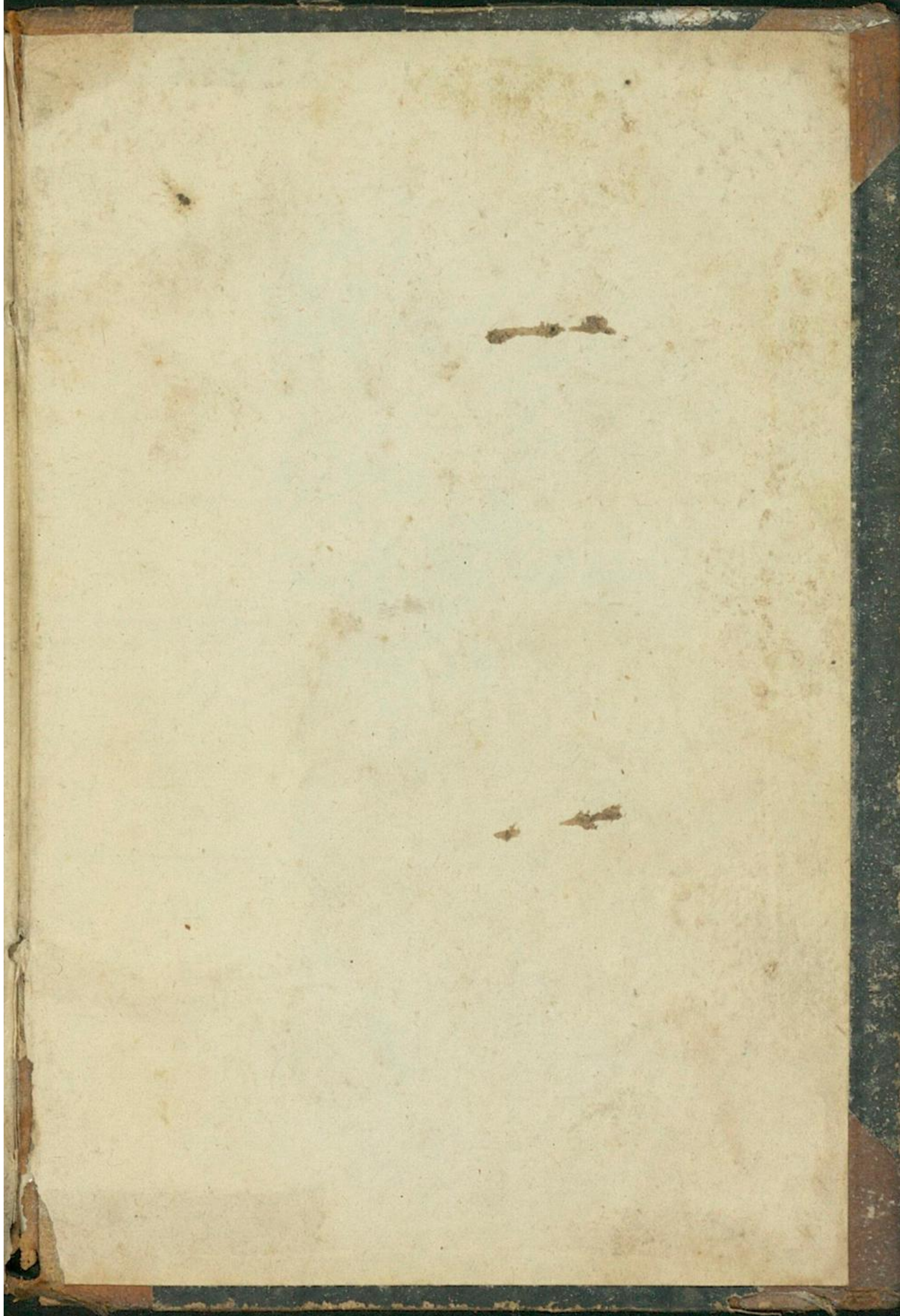
Für das Kind war es seit gestern nur der Zwischenraum eines Tags; für das junge Mädchen aber lag eine Kluft dazwischen, so breit, wie die unbestimmte Erinnerung an ein vergangenes Leben.

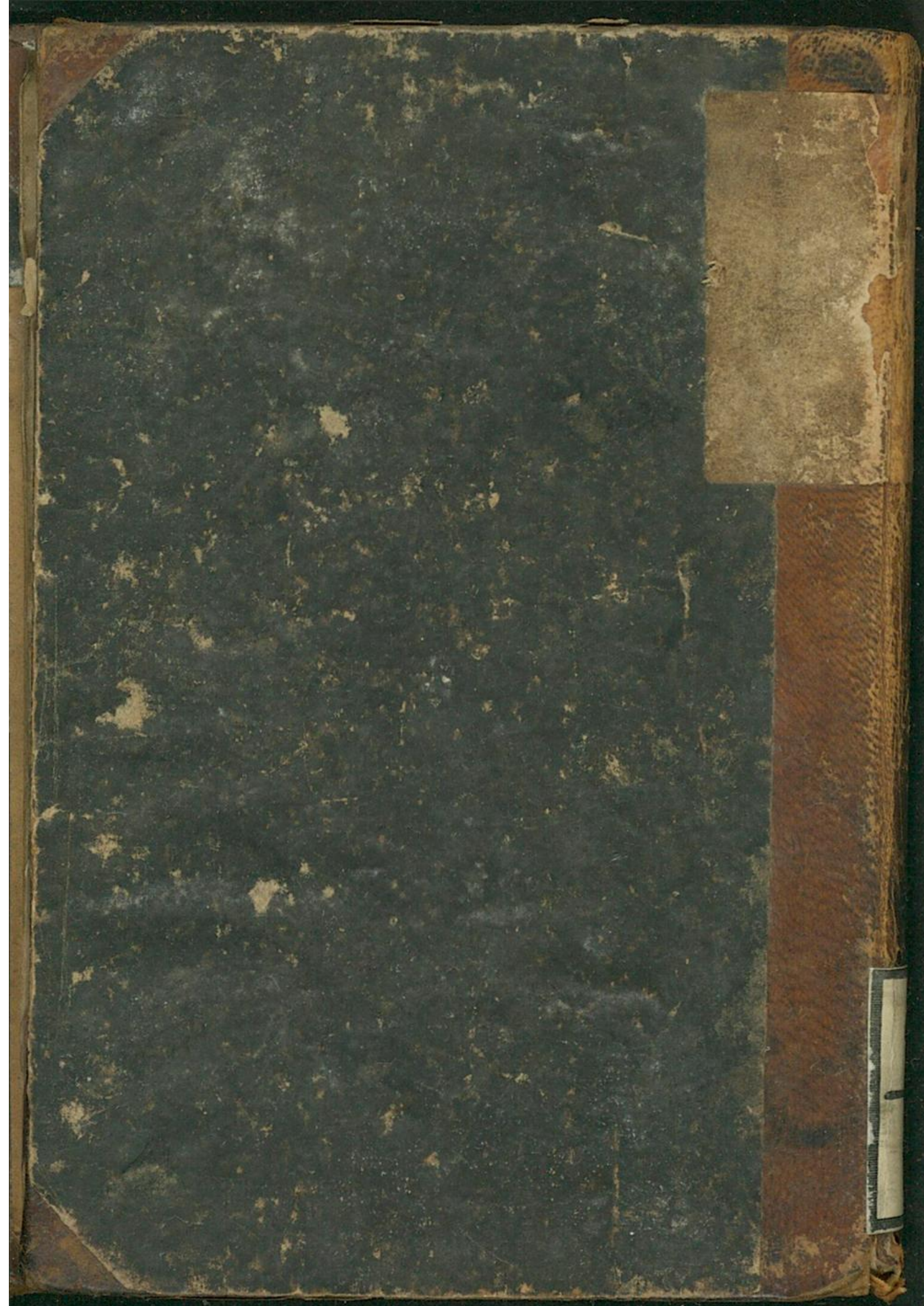


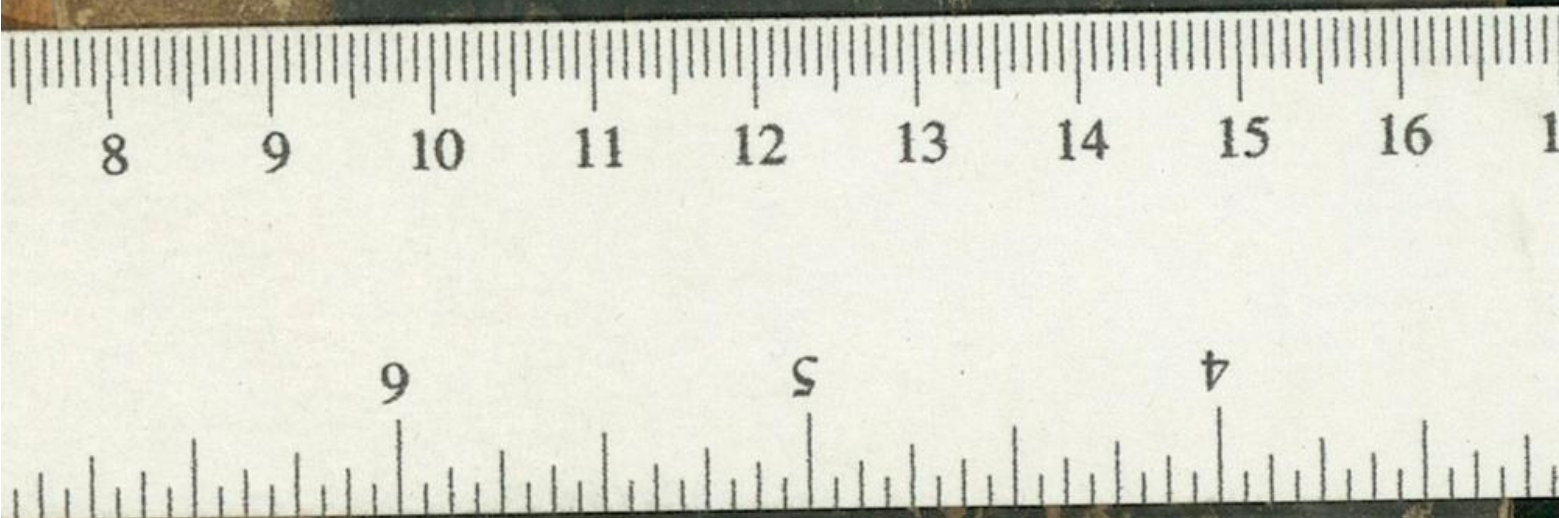
1367

1363









Fragment of a label on the left edge of the book cover, showing a small portion of a white background with black text.